# Leben in der Alten Welt.

---

Vierzehnter Theil.

# Leben
in der
# Alten Welt.

Tagebuch
während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient

von

**Frederike Bremer.**

Aus dem Schwedischen.

**Vierzehnter Theil.**



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir gleichgültig.

Frei nach Terenz.

Es ist alles euer: es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles ist euer; ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.

1 Kor. 3, 21 fg.

# Achtunddreißigste Station.

Inselreise. Aegina. Ein Morgen bei Sunium. Es wird nach Syra gesegelt. Die schöne Polyxene. Europäisches Leben auf Syra. Ein Tag auf Delos. Delos und Rhenea. Drei Tage auf Naxos. Bekanntschaften und Gastfreundschaft. Station bei Jos. Homer's Grab. Santorin. Vulkanische Bildung. Artige Einwohner. Köstliche Weine. Die Aussätzigen. Die Barmherzigen Schwestern. Katholische Propaganda. Eine unheimliche Nacht. Sikynos. Anti=Paros und dessen Grotte. Der Marmorahafen bei Paros. Nach Naxos.

Weder Worte noch Bilder vermögen die Gefühle zu schildern, welche die Seele und den Körper einnehmen, wenn man, ermattet nach einem langen Aufenthalt in dem heißen, trockenen, mit Staub überfüllten Athen, hinaus auf das Meer kommt, dessen reine Luft athmen kann, von dessen Winden gekühlt wird und unter lichterfüllten Tagen und Nächten auf dessen schimmernden Wogen dahinsegelt. Auch will ich eine solche Schilderung gar nicht versuchen.

Wir, d. h. meine Freunde und ich, reisten am Abend des 3. Juli von Athen ab. Zum ersten mal seit mehreren Wochen kam ein Regenschauer, gerade zu der Stunde, da wir uns in den Wagen setzten. Allein ein Windstoß führte die Wolke, aus welcher der Regen kam, bald wieder hinweg, die Sonne warf im Untergehen einen

strahlenden Blick auf die Berge um Athen, und der Weg nach dem Piräus war etwas weniger staubig geworden, als er gewöhnlich zu sein pflegt.

Auf dem kleinen schönen Kutter Leon, gegenwärtig durch die Gnade des Königs der meinige für eine Zeit von vierzig Tagen, wurden wir von deutschen Freunden aus Athen begrüßt, welche lediglich deshalb gekommen waren, uns freundlich Lebewohl zu sagen und Glückwünsche auf die Reise mitzugeben. Dann saß ich lange oben auf dem Verdeck, unterhielt mich mit dem jungen Archäologen Michaelis, meinem Reisegesellschafter, sah aber mehr nach dem hellen Licht längs des Ufers und auf dem Leuchtthurm, nach dem durchsichtigen Meeresspiegel unter uns und nach dem hellen Himmel über uns, und trank die reine Nachtluft in vollen Zügen ein. Alles erschien mir so lieblich und so neu.

Gleich nach Mitternacht gingen wir unter Segel. Die Fahrt schien mir unruhig; aber frühzeitig am Morgen lagen wir in einer Meeresbucht vor Aegina, und das Meer glänzte ruhig und heiter. Der junge Michaelis und ich stiegen ans Land und wanderten auf ziemlich beschwerlichen Wegen, oder vielmehr Nichtwegen, auf ein Stündchen hinauf an die Ruinen des berühmten Athenätempels der Insel. Diese liegen auf der höchsten Spitze der Insel, 600 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, und so, daß der Tempel von allen Seiten gesehen werden konnte. Von den sechsunddreißig oder achtunddreißig Säulen des Tempels sind noch zweiundzwanzig übrig, und ein großer Theil des Architravs steht noch. Die Säulen gehören der dorischen Ordnung an und sind weniger hoch und massiv als die des Parthenon, aber von weit schönern Verhältnissen als die des Tempels in Korinth. Die Bildhauerarbeiten, welche die Giebelseiten des Architravs schmückten, sind in die Glyptothek nach München gebracht worden. Sie sollen mehrere Thaten des Hercules, den Kampf der Hellenen und Trojaner um die

Leiche des Achilles und mehrere andere, halb mythische, halb historische Begebenheiten darstellen, die sich in den Tempelverzierungen der Griechen stets wiederholen und und von ihrem Heldensinn, aber — wenigstens wie mir scheint — auch von einer gewissen geistigen Armuth Zeugniß ablegen.

Ein alter Palikare aus dem Befreiungskriege bewachte jetzt dieses verfallene, aber noch immer edle Heiligthum der Athenä, und hatte sich inmitten der Ruinen eine Laubhütte zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen errichtet. Er lebte hier als Pensionär der Regierung und bezog täglich eine Drachme. Der alte Mann war munter und gesprächig. Die Aussicht von dieser Höhe ist eine der schönsten, die es gibt. Man sieht Athen, mehrere Inseln, die Küste des Peloponnes und das Meer weit im Umkreise. Aeginas spärlich bepflanzte und angebaute Felder lagen tief zu unsern Füßen. Auf dem hohen Felsen des Panhellenion, dessen edle pyramidale Form, von den Gärten Athens aus gesehen, mich so oft erfreut hat, leuchtete eine kleine weiße Eliaskapelle, die auf dem Tempelplatz des hellenischen Zeus erbaut worden war, wie eine Hütte auf den Ruinen eines Palastes. Aber Elias nach dem Zeus ist ein geistiger Fortschritt. Die Stadt Aegina und die daselbst noch stehenden Säulen des frühern Venustempels konnten wir von hier aus nicht sehen.

Kapodistrias hatte in der Stadt eine Schule und ein Waisenhaus — das erste nach dem Befreiungskriege — anlegen lassen; allein dieses Haus steht gegenwärtig leer. Aegina ist augenscheinlich nur noch ein Schatten von dem, was es früher gewesen ist, zu jener Zeit, als die Insel in Bezug auf Kriegsmacht und plastische Kunst mit Athen wetteiferte. Damals hatte es über 50000 Einwohner, während es deren gegenwärtig kaum 5000 zählen soll. Während Michaelis ein Bad am Meeresufer nahm, nahm ich mir ein solches in der köstlichen Morgenluft auf

der Tempelhöhe, indem ich mich auf den Marmorfragmenten daselbst niederließ oder herumwanderte und die freie Aussicht ringsum genoß. Auf der Insel selbst scheint wenig oder gar kein Leben zu sein. Große culturfähige Feldflächen lagen brach.

Nachdem ich dem alten Palikaren meinen Dank in klingender Weise ausgesprochen hatte, kehrten wir zu dem Kutter zurück, um zu frühstücken. Denn, wie der junge Archäolog sehr richtig bemerkte, man besitzt seine volle Menschlichkeit nicht eher, als bis man seinen Morgenkaffee getrunken hat. Darauf segelten wir mit günstigem Wind weiter auf den glänzenden tanzenden Wellen. Eine entzückende Fahrt!

Der hohe Berg Ocha auf Euböa, auf welchem Jupiter und Juno ihre Hochzeit gefeiert haben sollen, krönt unsern Horizont zur Linken; allein der Gipfel des Berges ist den ganzen Tag von sommerweichen Wolken umhüllt. Wir steuern zwischen den Inseln Zea, auch Cheos genannt, und Thermia hindurch. Zea, die Geburtsstätte des Dichters Simonides, sieht fürchterlich prosaisch und öde aus, soll aber auf ihrem Felsenrücken einige schöne fruchtbare Thäler mit Olivenwäldern und Erinnerungszeichen von antiker Größe tragen, unter welchen letztern man namentlich einen kolossalen Löwen von Stein erwähnt. Der Dichter Simonides ist wegen mehrerer guten patriotischen Epigraphen bekannt. Das auf die bei Thermopylä gefallenen Spartaner ist von ihm. Ich habe ihn aber in dem Verdacht, daß er eine starke Unterlage von unpoetischem Materialismus gehabt hat, und zwar wegen seines bekannten, von mehreren spätern Schriftstellern wiederholten Ausspruchs: — „Das Geld macht den Mann!"

Thermia ist durch seine warmen wohlthätigen Bäder bekannt, die von vielen Gichtkranken oder mit andern äußerlichen Uebeln Behafteten jährlich besucht und sehr gerühmt werden, und nur etwas bessere Anstalten und

Comforts bedürften, um Fremde anzulocken. Die Abendsonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die weißschimmernden Häuser der kleinen Stadt auf einem hohen, gegen den Nordwind geschützten Plateau. Ein reizendes und friedenvolles Bild! Und die Bevölkerung der Insel wird als gastfreundschaftlich und arbeitsam geschildert.

Windstille hielt uns lange zwischen Zea und Thermia fest; es sah aus, als sollten wir nicht von der Stelle kommen. Endlich erhob sich eine frische Kühlte und führte uns in eine kleine Bucht an der hafenreichen Küste von Attika, wo wir uns für die Nacht vor Anker legten. Bald ließen sich einige Donnerschläge vernehmen, schwarze Gewitterwolken stiegen über den Höhen rings um uns auf und zogen sich über unsern Häuptern zusammen, und ein anhaltender Regen begann auf uns herabzurieseln. Wenn das ein Omen wäre, wenn nun die Regenzeit eben jetzt begönne und unsere Reise eine — — Bah! — würde! — Bah! Wer wird unter Griechenlands Himmel und mit einem schwedischen Reisekobold unterwegs zur Seite an so etwas glauben?

Die Lampe im Salon wurde angezündet, und Frau Agnes spendete uns aus ihren reichen Vorräthen ein köstliches Abendessen. Unser Kapitän, ein gemüthlicher ausgewetterter Seebär, ein albanesischer Grieche, der einige Worte Italienisch spricht und König Otto's Kutter seit fünfundzwanzig Jahren führt, nahm an unserer Mahlzeit theil; ebenso der Grammatevs (Schreiber) und der Lieutenant des Kutters, ein hübscher und gebildeter junger Mann. Diese Herren bleiben unsere Gäste, so lange wir an Bord sein werden. Die Mannschaft des Kutters, ein Steuermann und fünf Matrosen, von denen einer als Koch fungirt, besteht aus lauter albanesischen Griechen, außerordentlich freundlichen und hübschen Leuten.

Der Regen rieselt sanft und einschläfernd bis nach Mitternacht auf das Verdeck; dann wird alles still.

Am Morgen des folgenden Tags, am 5. Juli,

segelten wir bei einem gänzlich wolkenfreien Himmel und im schönsten Wetter nach der Landspitze von Sunium, deren schöne weiße Säulenreihe, ein Ueberbleibsel des frühern Tempels der Pallas-Athenä, in blendendem Glanze gegen das hochblaue Firmament strahlt.

Die kleine Jolle des Leon, nach einer Geliebten des Achilleus die schöne Briseis genannt, brachte uns ans Land. Die hohe Landspitze von Sunium, die auch Cap Kolonos genannt wird, schießt gerade hinaus ins Meer, und der daraufstehende Tempel konnte von den Seefahrern schon aus weiter Entfernung gesehen werden. Das Emporsteigen dahin ist steiler, aber der Weg bedeutend kürzer als der zum Tempel auf Aegina. Die Anlage und die Aussicht haben einen weit großartigern Charakter. Die Gegend zunächst um den Tempel ist eine vollständige Wildniß, von niedrigem Terebinthengebüsch bewachsen; aber wie schön wellenförmig steigt nicht dieser Boden gleichsam stufenweise nach der Landspitze empor, die den Tempel trägt wie ein Wall hoch über dem Meere! In der Tiefe, an deren Fuß brechen sich schäumend die Wellen; denn nur selten ruht der Wind um diese Landzunge. Doch that er dies gerade an diesem Morgen oder wehte blos ausreichend, um die Wellen tanzen und uns die unendliche Frische des Meeres athmen zu lassen. Die Säulen Suniums sind berühmt wegen ihrer glänzenden Weiße, welche theils von der Art des Marmors, aus welchem sie gefertigt sind, theils von einem salzartigen Schorf herrührt, mit welchem die Seeluft sie überzogen hat. Der Tempel von Sunium wurde früher Athenae pronoias genannt. Die Façade von acht Säulen, die alle noch stehen, dem Meer zugewandt, ist schön und imponirend in ihrer einsamen Erhabenheit. Diese Säulen sind tief cannelirt und von dorischem Stil, wie alle Säulen des Athenätempels. In der Schönheit nähern sie sich den Säulen des Parthenon, scheinen mir aber luftiger und eleganter zu sein.

Außer den Säulen dieser Façade steht noch eine Gruppe von fünf andern Säulen, einige sind zerbrochen, andere sind umgestürzt. Den Tempel glaubt man aus der Zeit des Perikles herrührend. Feierlich muß der Anblick gewesen sein, wenn festlich gekleidete Scharen auf diese Höhe hinaufzogen zu dem schönen Tempel, um zu beten und zu opfern. Aber was war wol der Inhalt ihres Gebets?

— „O Zeus, laß regnen auf das ganze Gebiet Athens!" *) — war, nach Marc Aurel, das Ideal für das Gebet der guten Athenienser. Das „Vater unser! Zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe wie im Himmel, auch auf Erden u. s. w.; mache alle Kinder der Erde der Gaben deiner Liebe theilhaftig", das ist das Gebet eines wahrhaft christlichen Staatsbürgers.

Kleine Ameisen zogen ihre Halme zwischen den Steinen auf den Felsen, kleine Büschchen blühten in den Spalten des Felsenhanges, dort unten in den Wellen tummelte sich ein Haufen munterer Delphine. Die Sonne schien über das Meer und die Inseln ringsum. Wie gleich bleibt sich das Leben der Natur; aber welche Veränderungen sind dagegen im Leben der Geschichte und des Geistes vorgegangen! Verlassen standen die Ruinen des Tempels der Athenae pronoias, verschwunden waren ihre Anbeter, und die Gebete, wie ganz anders erklingen sie jetzt, als damals! — Für die Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit ist die ganze Welt Gottes Tempel, und kein Wesen darin ist für ihr Gebet, für ihre Theilnahme ein Fremdling. — „Möchte ich das Maß von Licht und Leben, welches mein Antheil geworden ist, mir so aneignen, wie das Volk von Athen sich den

---

*) Wer denkt hier nicht unwillkürlich an das Lied im ältesten schleizer Gesangbuch:

Herr Gott, gib Regen und Sonnenschein
In Reuß=Schleiz, Greiz und Lobenstein;
Und wollen die andern auch was ha'n,
So mögen sie dir's selber sa'n.

seinigen zueignete!“ — war mein Gebet in dieser reichen schönen Morgenstunde, und wird es stets auf meiner Reise von Tempel zu Tempel auf den Inseln Griechenlands bleiben.

Wieder an Bord gekommen, richteten wir unsern Lauf nach Syra; denn von dort aus konnte man leicht Delos, Naxos, Paros und mehrere andere naheliegende Inseln besuchen. Lange behielten wir die schöne Säulenreihe auf der Landzunge von Sunium im Auge; je weiter wir uns davon entfernten, desto luftiger, ja desto geistiger, wenn ich so sagen darf, erschien sie uns. Man muß den Genius der Griechen schon wegen der Lage rühmen, die sie ihren Tempeln gaben. Ueberall sollten die Wohnungen der Götter der zuerst in die Augen fallende Gegenstand sein, um stets an das Dasein und die Gegenwart der Götter zu erinnern. Schade nur, daß diese Götter — — doch nein, ich will kein Wort mehr über sie sagen; es wird sonst lästig.

Die Reise dieses Tages war ein ununterbrochener unbeschreiblicher Genuß. Der Wind war uns günstig und äußerst erfrischend und lieblich; Luft und Meer waren hell wie Krystall. Ich saß oben auf dem Verdeck, athmete neues Leben und fürchtete mich fast zu sprechen, gleichsam als ob ich dadurch irgendeinen schönen Zauber stören könnte. In der Nähe und Ferne stiegen Inseln aus dem Meere empor. Den hohen Hochzeitsberg mit dem leicht umschleierten Gipfel hatten wir den ganzen Tag im Gesicht. Erfreut begrüßte ich Tinos wieder, das mit seiner Evangelistriakirche und seinen weißen Ortschaften und Klöstern in den Vertiefungen zwischen den Hügeln schimmerte. Allein diese letztern erschienen gegenwärtig gelb und verbrannt. Wir segelten an Andras, der Zwillingsinsel Tinos, Mykonos und mehreren andern kleinern Inseln vorüber. Am nächsten Morgen, am 6. Juli, lagen wir in dem prächtigen Hafen von Syra, in zahlreicher Gesellschaft von Dampfschiffen und Fahrzeugen aus allen

Gegenden der Welt, vor Anker. Die Hauptstadt von Syra, Hermopolis, breitet sich amphitheatralisch mit Gruppen von glänzenden vielfarbigen Häusern auf drei nackten Felsenhöhen aus, von denen die mittelste wie eine Pyramide zwischen den beiden andern steht. Ihre Spitze besteht aus dem katholischen und ältesten Theil der Stadt Syra, mit einem Kloster, einer Kirche und Erinnerungen aus jener Zeit, als das Aegäische Meer der Lieblingstummelplatz der Seeräuber war, und die Bevölkerung der Insel nur auf den höchsten Felsenspitzen ihrer Insel einige Sicherheit gegen dieselben fand; und deshalb bebaute und befestigte sie dieselben. Jetzt haben Frieden und Handel in Verbindung mit dem großen und sichern Hafen von Syra und der Lage dieser Felseninsel die Stadt zur Heimat für eine Bevölkerung von mehr als 25000 Seelen vergrößert. Hermopolis ist gegenwärtig die angesehenste und reichste Handelsstadt des Aegäischen Meeres.

Die Glocken läuteten. Es war der Festtag irgendeines Heiligen, und darum war alles still in der Stadt und im Hafen. Die männliche Jugend belustigte sich mit Schwimmen und Tauchen, indem sie von ansehnlichen Höhen oder von den Schiffen im Hafen herunter ins Meer sprang. Sie kamen mir wie eine Art von Amphibien vor.

Nachmittags empfingen wir Besuch von dem österreichischen Consul Hahn, einem gelehrten und freundlichen Gentleman, der mich hinauf in die Stadt führte, um mich mit einigen der liebenswürdigsten Damen und der hervorragendsten Schönheiten darin bekannt zu machen. Die eine derselben war die Gattin des Dimarchen, die schöne Polyxene Damala. Sie war nicht daheim, als wir in ihren Salon eintraten, der im europäischen Geschmack möblirt war und nicht nur von Wohlstand, sondern auch von Ueberfluß zeugte. Bald darauf erschien sie, und zwar wie eine neue Venus aus dem Meere; denn sie hatte eben jetzt gebadet und, um uns nicht

warten zu lassen, sogleich nach dem Bade einen weißen Musselinschleier über Kopf und Hals und das in Wellen herabhängende dunkelbraune Haar geworfen. Sie war in der That schön, wenn auch nicht gerade wie eine Venus, wenigstens wie eine der schönsten Najaden, mit einem runden Angesicht und angenehm füllreichen Formen. Dabei war sie voller Leben, und unterhielt sich leicht und heiter in gutem Französisch. Sie war in Athen geboren und erzogen, und hatte sich endlich nach einem zwölfjährigem Aufenthalt in Syra in das dasige Leben gefunden, lobte dasselbe aber keineswegs, am allerwenigsten dessen Einwirkung auf Geist und Herz, und tadelte das Clubleben der Männer und die Einsamkeit, welcher sie ihre Frauen und Familien überließen.

— „Wie bringen Sie die Abende zu?“ — fragte ich sie.

— „Ich? Ich gehe um acht oder halb neun Uhr des Abends und lege mich schlafen“ — versetzte sie lachend. — „Denn was soll ich sonst machen? Mein Mann ist im Club, wie alle andern hiesigen Herren; meine Kinder liegen im Bett, mein Haus ist in Ordnung; zu lesen macht mir spät am Abend kein Vergnügen. Ich möchte gern ein wenig Gesellschaft um mich haben, einige Freunde, mit denen man sich unterhalten, lesen und musiciren könnte; allein das ist nicht gebräuchlich in Syra. Gegenwärtig haben wir Theater, das uns abends zusammenführt; allein die Schauspielertruppe hält sich blos einige Wochen während des Sommers hier auf. Später schläft man in seinem Schneckenhaus, wie vorher.“

Die schöne Polyxene sprach dies so heiter aus, während ein schalkhafter Satyr um ihre Lippen spielte, und lächelte dazu aus ihren morgenländisch schönen Augen, daß ich sie unmöglich für sehr beklagenswerth halten konnte. Als eine vortreffliche Gattin und Hausfrau — denn sie wird als solche gerühmt —, als Mutter von vier Kindern und im reichlichen Besitz aller Güter dieses

Lebens, scheint ihre Existenz verschiedenes von dem zu haben, was ein Menschenleben auszufüllen vermag. Aber sie entbehrt die Unterhaltung und das Vergnügen eines gebildeten Umgangs für sich und ihre Kinder; sie entbehrt die Theilnahme ihres Mannes am Kreise der Familie. Darin hatte sie mehr als recht, und ich sagte ihr dies, indem ich ihr von dem schönen Familienleben in den Häusern der Neuen Welt erzählte. Die schöne Frau lud mich für den Abend in ihre Loge im Theater ein.

Hierauf führte mich der Consul Hahn zu einer andern Dame, nicht ganz so schön wie Polyrene, aber mit demselben anmuthigen lebhaften Wesen und mit derselben Leichtigkeit, sich im Französischen auszudrücken. Dann kletterten wir auf einer Treppe zu seiner eigenen Wohnung empor, ein beschwerlicher Weg, der aber die darauf gewendete Mühe sehr gut lohnte; denn das kleine Gärtchen des Consuls ist reich an mehreren seltenen Gewächsen, und die Aussicht über den Hafen, das Meer und die nächstliegenden Inseln ist von griechischer Schönheit. Der nackte Felsen vor Syra hat keine Naturschönheiten anderer Art. Noch großartiger und prachtvoller ist die Aussicht von der Stadt auf dem Gipfel des Felsens; allein bis dahinauf war noch eine halbe oder ganze Stunde Wegs über Treppen, und die Stadt soll ein Nest voll Schmuz, Armuth und Unwissenheit sein. Dies macht sie nicht verlockend.

Bei dem Consul Hahn tranken wir Thee und unterhielten uns mit diesem gelehrten Mann, der sich in seinem wissenschaftlichen Interesse und in seinen Forschungen über die pelasgische Sprache und über die Aehnlichkeit in der Mythenbildung bei den Griechen und Skandinaviern auf diesem Felsen der Ulysses'schen Schweineheerde einsam befindet, einsam wie ein Eremit in der Wüste.

Endlich begaben wir uns ins Opernhaus, eine hölzerne Baracke, in welcher eine italienische Schauspielergesellschaft „La figlia del regimento" („Die Tochter des

Regiments") gab. Wir fanden die schöne Polyxene in ihrer Loge und in großer Toilette, aber gerade so weniger entzückend als dem Bad entstiegen in ihrem malerischen Négligé mit den feuchten herabfallenden Locken; doch war sie immerhin sehr schön. Das Theater war schwach besetzt. Die Primadonna sang falsch von Anfang bis zu Ende, und ihre Mitspieler folgten ihrem Beispiel. Das Beste von der Unterhaltung des Abends war das Eis, mit dem wir in der Loge bewirthet wurden und das wirklich ausgesucht war.

Bei meiner Wanderung durch die Stadt bemerkte ich eine Menge reizender und blühender Gesichter, sowie überall ein Aussehen von Sauberkeit und Wohlstand. Doch klagte man darüber, daß der Handel zwischen dem Morgenland und Abendland — die Lebensader Syras — gegenwärtig abgenommen habe, und daß Syra jetzt nur noch mit halbem Leben lebe.

Der Dimarch Damala, der Gatte der schönen Polyxene, der ein guter und kluger Mann und ein sehr thätiger Staatsbürger sein soll, gab mir verschiedene Nachrichten über die Zustände von Syra und über mehrere Anstalten, hinsichtlich welcher die Stadt der Zeitrichtung folgt, wie eine Stadt von europäischer Cultur. Sie besitzt ein Gymnasium, welches alljährlich von ungefähr zweitausend Jünglingen aus verschiedenen griechischen und türkisch-griechischen Provinzen besucht wird. Außerdem hat sie mehrere Schulen, ein Waisenhaus und ein Hospital. Ein großartiges, zu einem Waarenlager bestimmtes Gebäude von syraer Marmor war soeben am Hafen im Aufbau begriffen.

Die artigen Herren, der Dimarch und der Consul, führten uns später zu unserm Kutter zurück.

Unsere Nachtfahrt galt der Insel Delos. Am folgenden Morgen näherten wir uns bei fallendem Wind und aufgehender strahlender Sonne dieser Insel. Wir liefen in einen halbkreisförmigen Hafen ein. Auf dem

Strande schimmerten große Massen von Marmorfragmenten, in große Haufen zusammengeworfen.

— „Die Insel Delos ist von der Natur mit der schönsten Lage begünstigt“ — schrieb ich in einem Alter von 13 Jahren bei meinen ersten Versuchen, deutsch zu schreiben und mir ferne glückselige Inseln zu schaffen, die ich damals in mir, aber nicht außer mir in der Wirklichkeit sah. Diese Aeußerung war jedoch weniger parteiisch, als ich später geglaubt habe, denn die Lage von Delos im Mittelpunkt der Cykladen ist wirklich außerordentlich günstig für seine frühere Bestimmung als Insel Apollo's und als geistiger Mittelpunkt des Aegäischen Meeres. Aber die abwechselnden Höhen und Ströme und herrlichen Waldungen, mit denen meine kindliche Phantasie diese heilige Insel ausschmückte, fand ich nicht. Delos hat nicht einen einzigen Bach, nicht einen Baum, kaum einen Berg. Es ist ein kleines Inselland aus niedrigen, wellenförmigen Hügeln, die sich wenig über den Meeresspiegel erheben. Der höchste Punkt, Kynthos, ist nicht über 500 Fuß hoch. Delos ist die kleinste und unansehnlichste von allen bewohnbaren Inseln der Cykladen.

Wie hat aber diese von Natur völlig anspruchslose unbedeutende kleine Insel den hohen Rang erlangen können, den sie früher unter ihren Schwesterinseln, den Cykladen, einnahm? Wie hat sie zur heiligen Insel des griechischen Archipelagus erhoben werden können?

Laß uns hören, lieber Leser, was die Sage darüber erzählt:

In der ältesten Urzeit wurden die Inseln des Aegäischen Meeres unter gewaltsamen Kämpfen der Titanischen Kräfte erzeugt. Das Meer sprühte Feuer und Flammen. So entstanden die Inseln. Dann kam aber eine lange Regennacht, während der sie wieder unter die Wogen versanken. Als die Sonne wieder aufging, stiegen sie von neuem aus der Tiefe empor. Delos kam zuletzt unter ihnen zum Vorschein und schwamm zitternd umher, ohne einen festen Halt in der Tiefe.

Das geschah um die Zeit, als Latona, die Geliebte Jupiter's, vor Juno's Zorn entfloh und eine Freistätte suchte, in welcher sie das Kind Jupiter's gebären könnte. Jupiter's olympische Gemahlin verbot unter Androhung ihrer Rache jedem Festland auf der Erde, der Latona Aufnahme zu gewähren. Letztere kam auf die Inseln des Aegäischen Meeres und bat um eine Freistätte. Alle verweigerten ihr dieselbe aus Furcht vor Juno's Zorn. Delos allein, die zitternde wurzellose Insel, gewährte ihr, was sie begehrte. Juno's Rache vermochte diese Insel nicht zu treffen, denn sie war ja noch kein festes Land. Neun Tage lang — erzählt die Mythe, die uns in einer Homerischen Hymne aufbewahrt worden ist — kämpfte Latona auf Delos mit Geburtswehen, dann umfaßte sie einen Palmbaum und gebar den Apollo. Da fanden sich die Töchter Jupiter's aus dem Olymp ein, badeten den neugeborenen Bruder und nährten ihn mit Nektar und Ambrosia. Also wuchs er auf Delos zum Veredler des Erdenlebens, zum Dolmetscher Jupiter's, zum Gott des Lichts und der Bildung auf Erden empor. Latona hatte Delos versprochen, zum Dank für die Freistätte, welche ihr die Insel gewährt hatte, daß, wo sie einen Tempel bauen würden, anbetende Volksscharen dort zusammenströmen sollten. Bald sprangen auch Säulen aus der Tiefe des Meeres empor, welche der Insel einen festen und stetigen Halt gaben, und am Ufer derselben errichteten die Hellenen dem Apollo einen prachtvollen Tempel.

Hier fängt die Geschichte an, und erzählt auf Grund der Sage weiter, wie Athen das vornehmste Orakel des Apollo während der Sommermonate nach Delos verlegte und zugleich festsetzte, daß in jedem fünften Jahre daselbst die schönen Feste gefeiert werden sollten, welche Theorien genannt wurden. Und bald zogen die Hellenen von nah und fern zu diesen Festen, die durch feierliche Processionen, Gesänge und Tänze gefeiert wurden. So wurde das kleine geringe Delos, der Aschenbrödel unter den Cykladen,

auf welche die hohen Zwillingsschwestern Naxos und Paros mit Verachtung herabzublicken schienen, die Heimat des Sonnengottes, die heilige Insel der Griechen und lange Zeit die Schatzkammer von Attika. Kein Sterblicher durfte dort geboren werden, und kein Sterblicher durfte dort sterben oder begraben werden. Rhenea, eine Insel in der Nähe von Delos, wurde der Begräbnißplatz für dessen Bevölkerung und auch zugleich der Ort, auf welchen die schwangern Frauen in der Stunde ihrer Entbindung gebracht wurden. Apollo's Insel wurde ganz exclusiv.

Wir widmeten den ganzen Morgen und Vormittag einer Wanderung durch die Insel. Es war eine interessante, aber zugleich auch betrübende Partie über diese Trümmer und Bruchstücke seiner frühern Herrlichkeit. Man kann kaum einen Schritt thun, ohne auf Stücke von zerschlagenen irdenen Gefäßen, die häufig noch Spuren feiner Malerei an sich tragen, oder auf Marmorfragmente zu treten. An drei oder vier Stellen stehen noch mehrere zerbrochene cannelirte Säulen mit schönen Piedestalen; und prächtige Capitäle liegen zerstreut auf der Erde. Diese Ueberreste sind zum Theil von blaugrauem, zum Theil von weißem Marmor.

An einem kleinen See mit moosüberwachsenem Wasser, dessen zirkelrunde sorgsame steinerne Einfassung aber noch sehr wohlerhalten ist, spazierte ganz gemächlich eine große Sau mit einer ganzen Familie kleiner Ferkel umher. Wahrscheinlich standen wir hier an dem heiligen See von Delos, und die Ferkel — nebst ihrer Frau Mutter die einzigen lebenden Wesen des Orts — waren vielleicht Abkömmlinge jener heiligen Ferkel, deren Blut die seltsame Eigenschaft hatte, auch Sünden abzuwaschen und den größten Verbrecher zu entsühnen*), ein griechisches

*) So z. B. Orestes, der von seinem Muttermord dadurch entsühnt und gereinigt wurde, daß seine Hände mit dem Blut kleiner Ferkel begossen wurden.

religiöses Dogma, in welchem ich nur schwer einen tiefen Sinn zu finden vermag. Die größte Menge von Ruinen findet sich auf einer Stelle am Ufer. Zwei bis drei große Tempel — einer darunter von blaugrauem Marmor — schienen hier gestanden zu haben. Die Ueberreste derselben, unter denen Hunderte von Säulen sind, von welchen jedoch keine einzige ganz unverletzt oder aufrechtstehend ist, liegen in großen Haufen übereinander. Es ist ein großartiges Chaos von Trümmern. Viele der Bruchstücke tragen die Spuren künstlerischer Arbeit. Was aber zu Anfang dieses Jahrhunderts davon noch übrig und von Werth oder von Schönheit war, ist nach Konstantinopel, nach Venedig, nach Rom oder anderswohin gebracht worden. Einige Säulen von Delos sollen, wie man sagt, die Evangelistriakirche auf Tinos zieren.

Von der kolossalen Bildsäule Apollo's, welche früher am Ufer gestanden hat, entdeckten wir die Büste und die Hüften in zwei ungeheuern Marmorstücken in einer Sandgrube liegen. Von der Bronzepalme, die außer dieser Bildsäule hier gestanden hat, zur Erinnerung an die schützende Palme der Latona, sahen wir natürlicherweise keine Spur mehr. Die Statue Apollo's und dessen Tempel waren auf eine Weise umgestürzt, die eine wilde Raserei verrieth; aber ihre Trümmer blendeten noch immer die Augen durch die glänzendweiße Farbe des Marmors.

Ich habe gehört und gelesen, daß es hauptsächlich die griechischen Christen gewesen sollen, welche diese schönen Kunstwerke ihrer heidnischen Vorfahren, mit Liebe und religiöser Ausdauer zur Freude und Erbauung so vieler Millionen Menschen aufgeführt, zerstört haben. Allein das haben sie nicht als Christen, sondern als arme blinde Barbaren gethan, die nicht wußten, was sie thaten, nicht wußten, daß sie gerade hierin den Mächten der Finsterniß und des Bösen dienten. Denn wenn auch der Apollocultus, der Cultus der Intelligenz, vermöge des göttlichen Rechts einstmals einem Cultus von höherm Gehalt weichen,

wenn Apollo's griechisch schönes, aber kaltes Bild vor einer göttlichen Gestalt mit einem für Menschenwohl und Menschenweh schlagenden Herzen fallen mußte — was mehr? Mußte deshalb auch seine Wohnung und sein Tempel zerstört werden? Hatte nicht der Gott der Intelligenz und der Bildung auf seine Weise den Weg für diese höhere Offenbarung geebnet? — Hatte er nicht Millionen Seelen erleuchtet, geleitet, belebt und sie ein Stück vorwärts aus der alten Finsterniß geführt? — O, über die Blindheit und Unwissenheit der Menschen!

Delos ist gegenwärtig eine öde Insel und eine vollständige Wildniß. Außer einigen Ziegen und ein paar kleinen Hirtenknaben sahen wir kein einziges lebendiges Wesen — die Familie an dem heiligen Teiche ausgenommen. Der Boden ist mit den niedrigen Terebinthenbüschen bedeckt, deren frisches Grün das Auge erfreut. Der junge Michaelis bestieg den höchsten Punkt der Insel, den Hügel Kynthos, und sah von da aus die großen und die kleinen Cykladen im Kreise um die früher heilige Insel liegen. Oben waren Ueberreste eines Tempels sichtbar. Die Sonnenhitze, die Steine und die Marmortrümmer, welche die Seiten des Hügels bedecken, hielten mich ab, ihn zu begleiten. Auf dem Wege hinauf sieht man die Marmorgewände zu einer Pforte, welche zu einem Gang ins Innere des Berges führt. Die Sonnenhitze auf der gänzlich schattenlosen Insel wurde uns peinlich, und wir waren erfreut, als wir wieder auf unserm kleinen Kutter waren und daselbst Schatten und ein Mittagsmahl fanden. Gegen Abend ließen wir uns nach Rhenea, der Insel der Gräber, rudern, die von Delos nur durch einen schmalen Sund getrennt ist.

Hier kamen wir sogleich in eine ganze Stadt von Gräbern und Grabmälern, in eine Stadt der Todten. Aber hier hatte der Fanatismus oder der Vandalismus oder die Raubgier noch weit gründlichere Verheerungen

angerichtet, als auf Delos. Denn nicht nur, daß die Marmorgrabmäler umgestürzt und zerschlagen waren, so waren auch die Gräber umgewühlt und die Grabgewölbe ausgeplündert. Die Schatzgräber hatten nur einige Mauern übrig gelassen. Was von den Kunstwerken an den Grabdenkmälern fortgebracht werden konnte, hatte man fortgebracht. Noch sah ich einige ausgezeichnet schöne, niedrige Marmoraltäre, Capitälen gleichend, mit Guirlanden von Früchten und Blumen in hohem Relief geschmückt. Als wir das Ufer von Rhenea betraten, sah ich vor meinem Fuß einen Grabstein liegen, auf welchem eine jener schönen Abschiedsscenen dargestellt war, die man so oft auf griechischen und römischen Grabdenkmälern sieht. Es war nur eine einzige Figur darauf übrig geblieben, und zwar die eines Mannes. Er ist es, welcher Abschied nimmt und mit ausgestreckten Händen dasteht, vermuthlich nach seiner Gattin gewendet. Obgleich diese Figur beschädigt war, konnte man doch ihre edle Haltung erkennen, und wir schafften dieses Stück Denkmal nebst einigen andern Bruchstücken auf unsern Kutter. Nur auf der Seite von Rhenea, welche nach Delos zu liegt, schienen Gräber gewesen zu sein. Der übrige Theil der Insel ist eine öde Gegend, wie Delos, und obgleich ausgedehnter als Delos, hat sie doch gar keine Erinnerungszeichen, außer einigen Ueberresten von einem weißen Marmortempel auf der Höhe. Erst nach Sonnenuntergang verließen wir diese verwüstete Gräberstadt, um wieder an Bord zu gehen. Als ich hinunter an den Strand kam, lag unser kleiner Kutter so schön in der spiegelhellen Meeresbucht, der Abend war so lieblich, Himmel und Meer erglänzten so schön im Licht der Abendröthe, daß ich, ungeachtet des traurigen Eindrucks von den Tempel- und Grabruinen der Insel, von dem Reiz des Augenblicks ergriffen wurde und blos das Vergnügen empfand, zu leben und zu reisen, wie wir jetzt thaten. Apollo, die griechischen Tempel und die Grabdenkmäler, sie haben ihre Zeit und ihren

Tag gehabt. Warum sollte ich darüber trauern, daß sie vorüber ist?

— „Alles hat seine Zeit!“ — sagt der weise Salomo.

Wir hatten wiederum die schönste nächtliche Fahrt nach Naxos.

Im Licht der Morgenröthe näherten wir uns Naxos, das mit seinen hohen Spitzen, den Bergen Koronos und Zeus, und mit seiner großen weißen Marmorpforte zu dem frühern Dionysustempel sich vor uns hoch aus den Wellen erhob, die höchste, größte und schönste von allen Inseln des griechischen Archipelagus. Naxos gegenüber und nur durch einen breiten Sund davon getrennt, liegt Paros mit seinem hohen, sanft gewellten Marmorrücken. Wir warfen die Anker auf der Rhede der Stadt Naxia; denn Naxos hat keinen Hafen, wie wir sehr bald in ziemlich unangenehmer Weise erfahren mußten, als ein heftiger Nordwind, hier Meltemm genannt, zu wehen begann und den Kutter in starkes Schwanken versetzte. Wir begaben uns deshalb nicht ohne Schwierigkeit ans Land — eine Brücke und Landungsanstalten gab es nicht — und gingen hinauf in die Stadt, um unsere Empfehlungsbriefe abzugeben.

Die Stadt Naxia erinnerte mich einigermaßen an Jaffa, sie hat aber keine Palmen und sieht prosaisch und langweilig aus mit ihren Haufen von unzierlichen weißgekalkten Häusern. Zuerst kletterten wir — denn Naxos liegt ebenfalls auf einem Felsen, der jedoch nicht von so spitziger Form ist, wie der von Syra — zu der Wohnung des katholischen Bischofs Monsignor Cuculla hinauf, und fanden in ihm einen ehrwürdig aussehenden, gutmüthigen, alten Prälaten. Sodann verfügten wir uns zu dem griechischen Bischof, einem hübschen und lebhaften Herrn im mittlern Alter. Hierauf begaben wir uns zu dem Dimarchen und vornehmsten Arzt der Insel, Herrn Damiralos, einem Mann von europäischer Bildung, in dessen behaglichem, europäisch eingerichtetem Hause wir

uns jetzt seit drei Tagen befinden, weil der Sturm, der ununterbrochen wüthet, uns verhindert, unsere Reise fortzusetzen. Wir danken unserm guten Stern dafür, daß diese erste Unannehmlichkeit auf unserer Reise uns gerade zu einer Zeit getroffen hat, in der wir eine so gute und gastfreundschaftliche Herberge haben.

Hier empfingen wir Besuche von den Bischöfen und von den Honoratioren der Insel, was allerdings sehr angenehm sein würde, wenn es nicht einigermaßen beschwerlich für diejenigen wäre, welche nicht griechisch verstehen oder sprechen.

Der Erzbischof Monsignor Cuculla übersandte uns alsbald nach unserer Ankunft als Geschenk ein Lamm und eine Schüssel voll süßer saftiger Aprikosen und Pfirsichen — unvergleichlich! Tags darauf erschien er selbst, von vier Herren, Klerikern oder Schreibern, begleitet, und stattete seinen Besuch ab. Bald nach ihm kam der griechische Bischof, ebenfalls mit Gefolge, aber weniger zahlreich. Die hohen Herren wurden vom Dr. Damiralos in morgenländisch griechischer Weise empfangen. Erst wurde Kaffee in kleinen Täßchen nebst Glyko und frischem Wasser präsentirt; darauf wurden gestopfte lange Tschibuks herumgegeben, welche von einer Dienerin vermittelst einer Kohle angebrannt wurden, die mit einer Feuerzange festgehalten wurde. Und nun wird geraucht und dazu conversirt, d. h. wenn man letzteres kann. Der griechische Bischof fragte mich, wie alt ich sei, und als ich ihm antwortete, daß ich 58 Jahre zähle, fand sich, daß er gerade in demselben Alter stand. Er erwähnte im Laufe des Gesprächs das Thal Melanes, eine Stunde Wegs von Naxia, als einen ganz besonders schönen Punkt, auf welchem wir uns niederlassen könnten, falls wir einige Zeit auf Naxos bleiben wollten, was er uns sehr anrieth.

Am folgenden Morgen begaben wir uns, auf Eseln reitend, nach Melanes. Dieser Ritt, bei starker Sonnenhitze und heftigem Sturm, gehörte nicht zu den angenehmen;

allein einige schöne Thäler und Palmengruppen belebten den Weg, und das Thal Melanes mit seinen schönen Olivenwäldern auf den Abhängen der Höhen, mit seinen Gärten voll von Pomeranzen-, Feigen- und andern Fruchtbäumen, mit seinen reizenden Dörfern im Schose grüner Waldungen, mit seinem Reichthum von fließendem Wasser, Platanen und Rosenlorber, erschien uns paradiesisch-schön. Man konnte sich kaum einen schönern Sommeraufenthalt wünschen. Schade nur, daß man sich daselbst zwei Stunden weit entfernt vom Meer befindet und deshalb das letztere nicht sieht. Die größten und schönsten Gärten und Olivenplantagen gehören einem Jesuitenorden, der ein Kloster in Naxia hat und auch eins in Melanes haben sollte, sich aber damit begnügt, in dem letztern Ort einen Gärtner und einen Ordensbruder zu haben, welcher Verwalter der Besitzung ist. Eine andere schöne Campagna mit Haus und Garten im venetianischen Stil gehört einer Familie Somariva, die aber gegenwärtig nicht dort wohnte. Bei unserer Rückkehr nach Naxia stellte sich der alte Kyrios Somariva bei uns ein und bot uns seine Villa für die Zeit an, die wir auf der Insel zuzubringen wünschten. Ich dankte ihm freundlich und sprach die Bitte aus, daß er uns gestatten möge, die Villa zu miethen. Allein das nahm er sehr übel auf und wollte davon nicht weiter sprechen hören. Er bat mich, die Villa Somariva als die meinige zu betrachten. — „Ich thue damit nichts als unsere Pflicht" — setzte er hinzu —, „da Sie die Güte haben, unsere Insel zu besuchen."

Das gleicht doch ganz der sagenhaften Gastfreundschaft des goldenen Zeitalters.

Der Kyrios Somariva spricht gut französisch und gehört dem alten fränkischen Adel an, der im Mittelalter den größern Theil von Naxos besaß und dessen Wappen man noch über mehreren Pforten und Häusern in der Stadt eingemeißelt findet. Jetzt leben hier blos noch

dreißig und einige Abkömmlinge dieser Familien; aber mit ihrem Reichthum und mit ihrer Macht ist es vorbei. Ich freue mich inzwischen, eine Wohnung für den Sommer auf Naxos gefunden zu haben, falls wir uns nicht in Santorin, in dessen Luft, in dessen Bäder, dessen Trauben, dessen vino santo und dessen ungewöhnliche Schönheit verlieben und dort bleiben. Das ist die Frage!

Um diese Frage zu lösen, müssen wir zunächst Santorin sehen, und deshalb sehne ich mich auch, dahin abreisen zu können. Ich fürchte auch die Gastfreundschaft des Hauses zu misbrauchen, in welchem wir uns gegenwärtig befinden, obwol Dr. Damiralos ein viel zu liebenswürdiger und gewandter Mann ist, um uns so etwas ahnen zu lassen; und seine schöne junge Frau — sie kommt eben mit ihrem zweiten Sohn, einem der besten und fröhlichsten kleinen Jungen — ist eine so gute und freundliche Wirthin, daß sie uns nichts zu wünschen übrig läßt. Wir werden jeden Tag mit der griechischen Suppe — einer saftigen, mit Citrone gesäuerten Fleischsuppe, dick von Reisgraupen, die ich ganz besonders schmackhaft finde — und mit dem leckersten Schöpsenfleisch und andern guten griechischen Gerichten, Kuchen, Früchten, Käse, Oliven, Aparanthus- oder Bacchuswein mit dem Geschmack des Nektar und mit der Farbe von flüssigem Gold, bewirthet. Alles im Hause ist comfortabel und gut. Aber ich sehne mich wieder nach dem Meer. Gerade jetzt scheint die Schwinge des Sturmes zu ermatten. Draußen auf dem Meer erscheinen die Wogen weniger weißschäumend. Es ist der Morgen des vierten Tages, seitdem wir nach Naxos gekommen sind. Und nun kommt unser Kapitän mit der Botschaft, daß wir unter Segel gehen können. Hurrah!

---

Auf dem Meer, am 13. Juli.

Wir nähern uns Santorin. Dessen ungeheuerer Krater, einem hohen zerbrochenen Steinring gleichend, öffnet sich vor uns und zeigt uns eine senkrechte, im Zirkelrund aufsteigende Mauer mit vielfarbigen Straten oder Erdschichten, gelb, roth, weißgrau, violett u. s. w. — ein äußerst sonderbarer Anblick! Hoch oben auf dem Rand des Kraters glänzen weiße Städte. Auf der äußern Seite des Ringes ist schönes Grün und zieht sich sanft nach dem Meer hinab. Diesem vielfarbigen vulkanischen Busen nähern wir uns wie in feierlicher Procession; denn die Windstille läßt unsern kleinen Kutter nur langsam vorwärts gleiten, unter fortwährenden tiefen Verneigungen zwischen den Wellen, die sich nach dem Sturme noch immer heben. Einstweilen schreibe ich, auf dem Verdeck sitzend, und habe hinlänglich Zeit, die vulkanische Insel durch eine breite Oeffnung in dieser natürlichen Mauer um ihr ungeheueres Bassin zu betrachten.

Es war früher einmal — ich weiß nicht, vor wie langer Zeit — als diese Insel ein hoher grüner Hügel war, seiner schönen Bildung und seiner Fruchtbarkeit wegen Kallisto (die Schöne) genannt. Da kam ein Tag, an welchem plötzlich die Spitze des Hügels einsank und Rauch und Flammen aus dieser Stelle hervorbrachen. Als beides wieder aufhörte, war die Mitte der Insel in ein Bassin mit Mauern von 900 bis 1000 Fuß Höhe verwandelt, so wie die letztern noch heutzutage dastehen. Von dieser Zeit an wurde Kallisto Thera (das Ungeheuer) genannt, bis die Insel unter den Schutz der Kaiserin Santa-Irena gestellt wurde und nach ihr den Namen Santorin empfing. Das geschah, nachdem man entdeckt hatte, daß der durch das unterirdische Feuer bearbeitete Boden reichlichere Weinernten und bessern Wein lieferte, als er früher jemals geliefert hate. Und obgleich von Zeit zu Zeit neue Ausbrüche aus dem Innern der Insel den Beweis der Gefahr liefern, mit der sie zu bewohnen

ist, so ist sie doch von fleißigen und gewinnsuchenden Menschen angebaut und cultivirt worden, sodaß sie gegenwärtig eine der reichsten und bevölkertsten Inseln unter den Cykladen ist.

Der Wind fällt immer mehr, die Segel flattern, es sieht sehr zweifelhaft aus, ob wir heute noch in den Busen des Kraters gelangen werden. Ich will unterdessen mit einigen Worten Rechenschaft über unsere Segelfahrt von Naxos geben. Aber auszusprechen, wie herrlich mir diese Fahrt an diesem Morgen und Vormittag erschien, als wir auf den blinkenden Wogen nach Süden flogen, die Segel von dem Abschiedshauch des Meltemm (Nordwind) geschwellt, das vermag ich nicht. Ich saß auf dem Verdeck, wie ich bereits früher an mehr als einem Tage während dieser Reise gethan hatte, schweigend, zu glücklich, um zu sprechen, und fast fürchtend, auch nur mit einem einzigen Worte die Musik der plätschernden Wellen und der schmeichelnden Lüfte zu unterbrechen, und überließ mich ganz und gar dem Genuß des märchenhaft schönen Lebens dieser Stunde. Alle übrigen an Bord waren still, wie ich; alle schienen eine Festtagsstunde ihres Lebens zu feiern; auch der kleine, muntere, unruhige Pistie, des Kapitäns Hund und unser aller Günstling. Allmählich wurde der Luftzug immer matter und endlich so schwach, daß er unsere Segel nicht mehr schwellte. Unbeschreiblich schön war der Sonnenuntergang hinter der Insel Syphnos, deren Felsen mit scharfen Contouren von Altären und Pyramiden aus dem Meer emporstiegen; unvergleichlich war die harmonische Reinheit der von dem Lichtblau des Meeres und des Himmels bis zum Hellroth und Violett wechselnden Farben am Horizont. Die ganze Nacht schaukelten wir uns draußen vor Jos herum; erst gegen Morgen gelang es uns, in dessen Hafen einzulaufen. Den Eingang zu demselben ist schmal, aber der Hafen selbst vortrefflich und von hohen grünenden Ufern umgeben, fast wie ein Binnensee. Rechts vom Eingang

liegt auf einer Felsenterrasse eine in schönem byzantinischen Stil neugebaute Kirche, blendendweiß, der Santa-Irene gewidmet. Einige der amphitheatralisch emporsteigenden Höhen um den fast zirkelrunden Hafen zeigen Terrassenanbau. Auf der höchsten derselben liegt pyramidenähnlich in die Höhe steigend die kleine Stadt Jos mit weißen Häusern und Kirchen, ganz oben eine Eliaskapelle. Unten nach dem Ufer des Meeres zu leuchtet eine kleine grüne Ebene, auf welcher Heerden von Schafen und Ziegen sammt einzelnen Kühen, Eseln und Pferden sich Weide und die Kühle des Seewindes suchen.

Hier verblieben wir den ganzen Tag, lasen, aßen, unterhielten uns und statteten dem heiligen Boden, auf welchem sich das Grab Homer's befinden soll, unsern Besuch ab. Ueber dieses Grab und über die Person Homer's haben gelehrte Männer so viel gesagt, geschrieben und gestritten, daß ich glaube, es werde für mich am räthlichsten sein, gar nichts darüber zu sagen. Daß eine Persönlichkeit mit dem Namen Homer, bejahrt und krank, auf ihrem Wege nach Athen wirklich hierhergekommen, von widrigen Winden zurückgehalten worden und während dieses Aufenthalts hier gestorben und begraben worden ist, das wird als historisch gewiß angenommen; ob aber dieser Homeros wirklich der göttliche Sänger — oder Zusammensteller — der Homerischen Gesänge gewesen ist, das gilt für sehr zweifelhaft, obwol es durch die griechische Inschrift auf einem Grabstein bezeugt wird, welchen unser junger Archäolog Michaelis auch aufsuchte und fand.

Auf einem abschüssigen, aber mit gutem Steinpflaster versehenen Wege kletterten wir hinauf zu der kleinen Stadt. Es war ein Feiertag, das Fest der zwölf Apostel, und wie in den griechischen Städten gewöhnlich, saßen Frauen und Kinder unter ihren Thürgewölben und vor den Häusern, unbeschäftigt und die Vorübergehenden musternd. Sie waren sehr wohlgekleidet, mehrere darunter

schön, einige nach arabischer Sitte geschmückt, mit Gold- und Silbermünzen, Ringen, Hals- und Armbändern. Wohnungen wie Bewohner zeugten von Wohlstand. Hier und da sah man ein Haus mit einer Veranda, von den Trauben und Blättern der Weinstöcke beschattet, im Fenster Blumentöpfe mit Nelken und Basilicum. Wir kamen an mehreren Kaffeehäusern vorüber, in denen Männer ihren Verkehr hatten und am Vormittag Karte und auch Billard spielten. Die Kinder verfolgten uns wie ein Fliegenschwarm und wurden lediglich durch die kräftigen Drohungen unserer Begleiter vor einer allzu großen Annäherung abgehalten. Von einer Terrasse hoch oben in der Stadt zählten wir nicht weniger als fünfundzwanzig ältere und neuere Kirchen in dieser kleinen Stadt von ein paar hundert Häusern. Aber der Panhagiacultus macht das Volk kaum weiser oder frömmer.

Jos, auch Nio genannt, gleicht Tinos in der Erdbildung und im Anbau des Bodens, hat aber weniger Umfang und Fruchtbarkeit. Die Volksmenge, die jedoch im Zunehmen begriffen sein soll, wird nicht höher als ungefähr 3000 Seelen angegeben. Die Bewohner nähren sich hauptsächlich durch Ackerbau und Viehzucht. Hier und da sieht man zwischen den Felsen kleine Gruppen von Oliven- und Feigenbäumen.

Am Abend gingen wir hinaus auf die Felsenvorsprünge, die ins Meer hinausragen und auf denen überall der weiße Marmor zwischen einer Menge verschiedener Steinarten hindurch, von denen ein Theil vulkanischen Ursprungs sein soll, zu Tage liegt. Und abermals erfreuten wir uns eines goldenen Sonnenuntergangs und der monumentalen Bildungen, welche ein Theil der Felsen auf der Insel annahm, indem sie mit scharf gezeichneten Umrissen aus dem lichtblauen, spiegelklaren Meere hervortraten.

Während der Nacht setzte sich der Leon wieder in Bewegung, und in der Morgendämmerung kam ein leichter

frischer Windhauch und trieb uns vorwärts, erstarb aber bald wieder und ließ uns langsam auf Santorin zuschaukeln, mit geringer Hoffnung, vor Mittag dorthin zu gelangen.

---

Phira auf Santorin, am 15. Juli.

Stelle dir einen Krater vor, größer als irgendeinen Krater, den du dir jemals vorgestellt hast, und zwar mit steilen senkrechten Wänden von 900 Fuß Höhe, ein Meerbassin bildend, dessen Wasser durch zwei Oeffnungen in der Mauer des Kraters, eine im Norden und eine im Süden, hineinströmt; stelle dir auf dem Rande dieser Art von Riesentopf, der mehrere Seemeilen im Umfang hat, drei oder vier weißschimmernde Städte und Dörfer vor, deren Häuser sich zusammendrängen, als ob sie fürchteten, das Gleichgewicht zu verlieren und hinunter in die Tiefe zu stürzen; stelle dir vor, daß du oben auf der Kante dieses Kraters sitzest und in der Mitte dieses Bassins eine Masse von schwarzen Lavafelsen, eine kleine Insel inmitten der ganzen Insel — einen jungen Vulkan, der sich vorgenommen hat, Explosionen zu machen und einen Krater für sich selbst zu bilden —, und an dieser schwarzen Felseninsel Fahrzeuge festgebunden und weiße saubere Häuser an deren Strande schimmern siehst; stelle dir vor, daß du auf der andern Seite des Kraters, nach dem Meere zu, auf grüne, mit Weinreben bepflanzte Ebenen hinblickest, auf denen hier und da eine Kirche und einige niedrige, halb in der Erde verborgene Wohnungen — aber nicht ein einziger Baum — auftauchen; stelle dir rings um diese grünen Ebenen das Meer vor, Meer so weit du zu sehen vermagst, mit näher und entfernter liegenden Inseln: Anaphi, Amorgos, Polykandros, Syphnos, Jos, Naxos u. m. a., und am weitesten in der Ferne Kreta, das du jedoch nur vom Eliasberge herab sehen kannst, der sich mit seinem kahlen Scheitel

und mit seinem weißen Kloster 2000 Fuß hoch im Westen der Insel erhebt und deren einzigen Sandsteinberg bildet; stelle dir endlich über allem diesen einen Himmel vor, ohne eine einzige Wolke, hell und klar wie das Meer, das er umfaßt, — dann siehst du genau dasselbe, was ich vor meinen Augen sehe, hier in dem schönen Haus des Dimarchen Delenda in der Stadt Phira am Rande des Kraters von Santorin, dann hast du eine Vorstellung von Santorin.

Wie seltsam und unheimlich das Gefühl ist, von welchem man ergriffen wird, wenn man in diesen vielfarbig gestreiften Krater hineinsegelt, in dem man sich so klein vorkommt wie eine Fliege in dem weitgeöffneten Rachen eines schlafenden Ungeheuers; wie ungemüthlich es ist, an dessen drohende Kinnbacken — die Mauern — festgebunden zu sein; wie ungemüthlich, an denselben hinaufzuklettern, und wenn es auch auf den guten und sichern Pferden des Herrn Dimarchen geschieht, auf einem Zickzackwege, der mit großer Mühe in die Felswand gesprengt und angelegt worden ist, auf dem dir aber eine Menge großer Steine, welche von den überhängenden Felsen heruntergefallen sind, einen Wink über das Schicksal geben, welches manchen Wanderer auf diesem Wege getroffen hat und auch dich in jedem Augenblick treffen kann, — das läßt sich nicht leicht schildern.

Aber wenn wir diesen Weg — zu Pferde ungefähr von einer halben Stunde Dauer — zurückgelegt haben und uns dann in der Wohnung des Dimarchen befinden; wie artig wir da von ihm, von seiner reizenden jungen Frau und von mehreren andern Personen, welche kommen und uns willkommen heißen, empfangen werden; wie wir complimentirt werden und complimentiren, wie eine Artigkeit auf die andere folgt, wie dies alles gar kein Ende nehmen will und gar keine Grenzen zu haben scheint; wie wir mit vino santo und mit Bacchuswein, mit Nachtwein und mit mehreren andern santorinischen Weinen

bewirthet werden; wie frisch die Luft hier oben ist, wie wohl man sich im Hause des Kyrios Delenda befindet, und wie ich, indem ich sein gastfreundliches Anerbieten, in seinem Hause zu übernachten, annahm, den Sonnenuntergang des gestrigen Tags und den Sonnenaufgang über dem Meere am heutigen Morgen genoß, — das läßt sich weder beschreiben, noch kann man sich eine Vorstellung davon machen!

---

Santorin, am 15. Juli.

Ich bin hier unter Spaniern und Katholiken. Der Dimarch Delenda ist von spanischer Abkunft, und verräth dies auch durch sein Aussehen und durch seine ausgesuchte, ein wenig ceremoniöse Artigkeit. Er ist ein Mann von Welt und Bildung und sehr gut unterrichtet in allem, was Santorin betrifft.

Santorin ist der einzige Ort, welcher seine Weine für den Absatz im Ausland zubereitet; allein dies ist nicht so sehr der größern Güte der Trauben, als vielmehr der Art und Weise der Weinbereitung von seiten der französischen Gesellschaft, welche dieselbe in die Hand genommen hat, zuzuschreiben. Die Weine von Santorin können von Jahr zu Jahr ohne Verminderung ihrer Güte aufbewahrt werden. Sie werden in die Türkei und nach Rußland ausgeführt. Odessa am Schwarzen Meer ist einer der hauptsächlichsten Niederlageplätze für dieselben. Ich habe einen großen Weinkeller, der in einen Berg hineingebaut ist, besucht und sechzehn bis achtzehn Weinsorten gekostet, die sämmtlich aus santorinischen Trauben bereitet werden. Am meisten sagt mir der Bacchuswein zu, dem naxosschen sehr ähnlich, mit dem Geschmack von Nektar und mit der Farbe des flüssigen Goldes; so auch der Nachtwein, welcher weiß an Farbe ist und seinen Namen daher erhalten hat, daß er während der Nacht von Trauben gewonnen wird, welche unter den Blättern

des Weinstocks verborgen sind, damit sie der unmittelbaren Einwirkung der Sonne nicht ausgesetzt und nicht gefärbt werden. Dieser Wein hat einen angenehm säuerlichen Geschmack, ähnlich dem des Rheinweins, aber milder. Die ganze Insel ist ein großer Weinberg, mit alleiniger Ausnahme des Kalkbergs St.-Elias, der sich von der übrigen Formation der Insel scharf unterscheidet. Der reiche Weinertrag dieses vulkanischen Bodens hat eine Menge Menschen hierhergezogen, welche für die Mittel der Insel zu groß ist. Während die dreimal so große Insel Naxos blos 11000 Einwohner hat, zählt dies kleine Santorin auf seinem Kraterrand und dessen Abhängen eine Bevölkerung von mehr als 13000 Menschen. Dadurch ist bei einem Theil der Bevölkerung große Armuth entstanden, und es gibt viele Arme, die nicht ohne Unterstützung leben können.

Unter den Anstalten für die Bildung der Jugend und für die Unterstützung der Hülfsbedürftigen auf der Insel ist das Kloster der Barmherzigen Schwestern eine der schönsten, sowol dem Geist als der Einrichtung nach. Die Schule dieser Schwestern hat sechzig Halbpensionäre und zweihundert Tageseleven sowol griechischen als römischen Bekenntnisses. Die Schwestern sind außerdem die Aerzte der Insel, verbinden die Verwundeten, verrichten auch chirurgische Operationen und theilen Arzneimittel aus, alles unentgeltlich. Die Vorsteherin trägt ein äußerst dürftiges, ja sogar lumpiges Gewand; allein ihr feines ansprechendes Benehmen verräth ein Frauenzimmer von vollkommen guter Erziehung, und ihre Aussprache des Französischen läßt die unnachahmliche Feinheit und Grazie des pariser Französischen durchklingen. In der Musikschule war die Lehrerin ein blindes Mädchen, bewundernswürdig sicher und gewandt auf dem Fortepiano. Das Kloster spendet täglich Brot an mehr als hundert Personen. Halbblödsinnige oder geistesschwache Kinder werden ebenfalls hier verpflegt. Die Vorsteherin der

Schwestern klagte über die Beschränktheit der Mittel im Verhältniß zu den vielfachen Bedürfnissen. Ich vermag diese katholischen Anstalten nie zu sehen, ohne daß mir warm ums Herz wird, und ohne daß ich wünsche, wir protestantische Christen möchten ähnliche Anstalten haben. Die Diakonissenhäuser sind ein Anfang dazu, erreichen aber ihre Vorbilder noch lange nicht.

Katholiken und Griechen leben auf Santorin in gutem Einverständniß miteinander, und scheinen unter dem Einfluß der Liebeswerke von katholischer Seite ihre dogmatischen Zwistigkeiten vergessen zu haben.

Ein wenig unerwartet war es mir, auch in dieser Abgelegenheit, auf dem Krater Santorins, von einer neuen Inquisition und von einer alten römischen Propaganda bearbeitet zu werden. Die erstere war nicht gefährlich, außer für die Geduld, welche dadurch in Wahrheit auf die Folter gelegt wurde, nämlich von einem langen Herrn, der ein täglicher Gast des Hauses war und sich deshalb für verpflichtet hielt, die Fremden durch unabläßige Fragen zu unterhalten, und zwar durch Fragen ungefähr von folgender Art: — „Wie alt ist die Königin von Schweden? — Ist sie eine gebildete Dame? — Kennen Sie die Königin von Griechenland? — Ist der König von Schweden ein Katholik? — Ist er ein gebildeter Mann? — Ist die Königin von Griechenland eine gebildete Dame?" u. s. w. — Dies kann man wol zehn Minuten oder eine Viertelstunde, vielleicht auch ein bischen länger aushalten; allein wenn es stundenlang ohne Unterbrechung und ohne Aussicht auf ein Ende fortgesetzt wird, dann fühlt man sich bereit, wenn auch nicht den Geist, aber doch ganz gewiß die Geduld aufzugeben; wenigstens derjenige, der keinen größern Vorrath von diesem guten, von Salomo hochgepriesenen Kräutlein besitzt, als ich in meinem Besitz habe. Ich pries mich deshalb glücklich, als am vergangenen Abend ein Graf von Cigala, Arzt auf der Insel und ein denkender Mann,

zu uns kam und die Inquisition unterbrach, der ich auf der offenen Piazza des Hauses, auf die ich mich in der eiteln Hoffnung geflüchtet hatte, dieser Marter zu entgehen, abermals unterworfen wurde, und die mir den Genuß dieses herrlichen Abends und der großartigen Aussicht vollständig verdarb. Inzwischen war ich nahe daran, aus der Asche ins Feuer zu kommen. Beide Herren sind nämlich Katholiken, der lange Herr streng kirchlich, der andere mehr freisinnig. Bald geriethen sie in einen Zwist über gewisse kirchliche Dogmen, und der Fraglustige wandte sich wieder an mich. Ich wies von den kirchlichen Dogmen auf den Kern der christlichen Religion, auf die Liebe zu dem Erlöser und auf den Gehorsam gegen dessen Gebote hin, wobei mir der Arzt recht gab, keineswegs aber der lange Herr, der, erschrocken oder beleidigt — ich weiß nicht, welches von beiden —, plötzlich verschwand. Seine Entfernung wurde als eine bedeutende Erleichterung betrachtet.

Bei dieser Gelegenheit kam ich mit Dr. Cigala überein, am folgenden Morgen die kleine Colonie der Aussätzigen in Santorin zu besuchen, die ich als eine der besten in Griechenland habe rühmen hören, woselbst die Anzahl dieser Unglücklichen über zweihundert betragen soll.

Zuvor noch ein Wort von der römischen Propaganda.

Diese offenbarte sich ganz neuerdings in der Person eines Priors oder höhern geistlichen Herrn, welcher kam, um mich zu besuchen und zu ermahnen, mich zu der alleinseligmachenden Kirche, nämlich zur römisch-katholischen, zu bekehren, und mir die Lectüre gewisser Schriftsteller und Bücher anzuempfehlen, deren ultramontane Tendenzen ich bereits kannte. Der ehrliche Pater hatte ein gescheidtes, joviales und auch gutmüthiges Aussehen, und ging bei seinem Bekehrungsversuch so offen zu Wege, daß ich denselben unmöglich anders als gut und freundlich aufnehmen konnte. Er trug ein äußerst armseliges und defectes Gewand, aber ich hatte seinen Weinkeller

als einen der bestversehenen auf der Insel rühmen und seine Libationen als sehr reichliche bezeichnen hören. Auch hatte sein Aussehen etwas, was beides zu bestätigen schien. Deshalb beantwortete ich seine Ermahnungen mit einer recht freundlichen Danksagung für seine gute Absicht, gab ihm aber lachend die Versicherung, daß ich M**'s Schriften, sowie mehrere andere derselben Richtung, die er mir vorgeschlagen hatte, gewiß nicht lesen würde. Und so trennten wir uns in ganz gutem Einverständniß miteinander. Was den Dimarchen und dessen Gattin anlangt, so haben beide zu viel Takt und Verstand, um mich mit lästigen Fragen oder gar mit Bekehrungsversuchen zu belästigen. Ihre Bemühungen sind nur darauf gerichtet, mir ihr Haus so angenehm wie möglich zu machen und jedem meiner Wünsche entgegenzukommen.

Heute Morgen, während der junge Michaelis einen Ausflug nach dem Kloster des Eliasberges und nach einigen entferntern Gegenden der Insel unternommen hatte, um antiquarische Merkwürdigkeiten aufzusuchen, begab ich, die ich für solche Sachen nur einen sehr mäßigen Grad von Wißbegierde besitze, mich mit Dr. Cigala in Gemäßheit unserer Verabredung an den Aufenthaltsort der Aussätzigen.

Beim Aufgang der Sonne — wie prachtvoll stieg sie aus dem Meere empor! — wanderten wir auf einem sandigen Fußsteg durch Weingärten, die nach meiner Ansicht an einigen Stellen besser gepflegt hätten sein können. Nach einem halbstündigen, sehr beschwerlichen Wege erblickten wir eine Gruppe von acht bis zehn Personen um eine Art von Armenbüchse versammelt, die am Wege stand. Sie waren gut gekleidet und sahen nicht unglücklich oder entstellt aus. Es waren jedoch Aussätzige, und zwar solche, die sich in dem ersten Stadium der entsetzlichen Krankheit befinden. Ihr Aussehen zeugte von großen Fortschritten der griechischen Behandlung dieser Unglücklichen vor der unter dem türkischen Regime. Sie

wärmten sich im Sonnenschein, beantworteten freundlich unsere Fragen, und begleiteten uns dann in einiger Entfernung.

Wir gingen um einen Felsen, und hier, innerhalb des Kraters, mit einer unvergleichlichen Aussicht über diesen und über das Meer, lagen die Wohnungen der Aussätzigen, in die Felswand eingebaut. Wir blickten in einige derselben, deren Thüren offen standen, hinein. Die kleinen Gemächer rochen feucht, waren aber reinlich und hatten gehörige Lagerstätten mit Decken. Darunter war ein Zimmer, in welches einzutreten man mich warnte; aber gerade deshalb ging ich hinein und blieb am längsten darin, denn es lag ein aussätziger Mann in dem letzten Stadium der Krankheit darin. Es ist allerdings schwer, sich einen gräßlichern Anblick zu denken. Von Augen, Nase und Lippen war gar nichts mehr zu sehen. Als ich mich davon überzeugt hatte, daß dieses bloße Knochengerippe noch lebte und athmete, bat ich Dr. Cigala, der in der Thür steben geblieben war, ihm zuzurufen: — „Jesus Christus wird dich auferstehen lassen zu einem neuen Leben und mit einem neuen Leibe!" Bei diesem Zuruf bewegte sich das Gerippe, erhob seine abgezehrten blutenden Arme, streckte sie empor und senkte sie dann langsam übers Kreuz. Das war seine Antwort; reden konnte er nicht mehr. Da sein Gehör vollkommen gut zu sein schien, so bat ich den Doctor, ihn zu fragen, ob ich ihm nicht etwas zuschicken könnte, was ihm Vergnügen machen würde. Mit großer Schwierigkeit flüsterte er das Wort: — „Lucumi!" — Ich versprach ihm dergleichen zu schicken, und fragte dann die übrigen Aussätzigen nach seinem Zustand und nach seiner Gemüthsstimmung. Alle stimmten darin überein, seine Frömmigkeit und seine vollständige Ergebung zu rühmen. Obgleich er sich nach dem Tode sehnt, ist er doch vollkommen damit zufrieden, in diesem Zustande fortzuleben, wenn und so lange Gott es will. Alle scheinen ihn mit Zuneigung

und Hochachtung als ein nachahmenswerthes Muster zu betrachten. Doch sah sein Stübchen leerer und ärmlicher aus als die andern, und zu seiner Erquickung stand nur eine Wasserflasche an seinem Lager. Dr. Cigala sagte, daß er noch ein Jahr, vielleicht noch länger leben könne!

Von den vierzehn Aussätzigen, Männern und Frauen, die hier wie Schwalben in der Felsenwand wohnten, waren die meisten noch wenig entstellt durch ihre Krankheit; aber allen waren die Hände bereits davon ergriffen, sodaß sie nicht arbeiten konnten. Zwei davon, ein Mann und eine Frau, waren noch ganz jung, noch nicht volle zwanzig Jahre. Sie hatten für ihre Zukunft keine andere Aussicht als die, nach und nach diesem lebendigen Knochengerippe gleich zu werden. Gleichwol schien keins von beiden der Zukunft mit Furcht oder auch nur mit Unruhe entgegenzusehen. Niemand von ihnen klagte über seinen Zustand; aber sie klagten sammt und sonders über die Art und Weise, in welcher sie versorgt wurden, und bezeichneten dieselbe als ungewiß und unzureichend. Am letztvergangenen Tage hatten sie nichts als Brot zu essen gehabt. Manchmal vergißt man sie ganz und gar. Im verflossenen Winter hatte man während eines eisigen Nordwindes die ganze kleine Colonie erfroren und ausgehungert in die Stadt (Phira) kommen sehen. Damals hatten sie zwei Tage hindurch gar nichts zu essen gehabt. Sie werden nur durch Almosen versorgt, welche von einer Commission in der Stadt für sie in Empfang genommen und unter sie vertheilt werden. Aber die Vertheilung geschieht eben wie sie bei Almosen zu geschehen pflegt, und ist deshalb ungleichmäßig und oft unzulänglich. Dr. Cigala, der augenscheinlich ein warmherziger und denkender Mann war, hielt die Klagen der Aussätzigen, welche mit sanften weichen Stimmen ausgesprochen wurden, für vollkommen berechtigt, und klagte für seine eigene Person über ihre Einlogirung in der Felsenwand, deren

Feuchtigkeit und Kälte von höchst unvortheilhaftem Einfluß auf diese Krankheit ist.

Wenn man bedenkt, daß diese santorinische Anstalt für die beste unter allen griechischen Versorgungsanstalten für Aussatzkranke gehalten wird, so erschrickt man bei dem Gedanken an die übrigen derartigen Anstalten. Schon seit längerer Zeit, ich weiß es, hat der menschenfreundliche Dr. Röser in Verbindung mit Dr. Cigala und mehreren andern eine Subscription zur Erbauung eines Hospitals für Kranke dieser Art in der Nähe von Athen eröffnet, wo sie in gewisse Klassen eingetheilt werden und alle die Hülfe *) oder Linderung empfangen könnten, welche ihnen die ärztliche Kunst und die Wissenschaft gewähren kann; aber ich weiß auch, daß die gezeichneten Summen noch nicht mehr als einige wenige tausend Drachmen betragen, und daß wahrscheinlich noch manches Jahr vergehen wird, ehe diese Summen den Betrag von 200,000 Drachmen erreichen, der zu einem solchen Bau für erforderlich erachtet wird. Und bis dahin soll der gegenwärtige Zustand der Aussätzigen hier, sowie ein noch schlimmerer, traurigerer an andern Orten Griechenlands fortdauern? Soll der in dem äußersten Stadium der Krankheit seufzende Unglückliche mit seiner Wasserflasche allein gelassen werden und einen ihn zufälligerweise besuchenden Fremden um eine kleine Erquickung in seinem Elend angehen müssen? Sollen neue Jünglinge

*) Möglicherweise auch Rettung von dieser scheußlichen Krankheit, bevor sie hat Wurzel fassen können. Bei dem ersten Besuch des Königs Otto auf Santorin zeigte man ihm ein aussätziges, noch ganz junges Mädchen, welches man durch angemessene Diät und medicinische Behandlung heilen zu können hoffte. Allein die Geldmittel dazu waren nicht vorhanden. — „Man versuche es auf meine Kosten", sagte der König. Nach einer achtmonatlichen Cur war das Mädchen hergestellt, und erfreut sich noch jetzt, zehn Jahre darnach, einer vollkommen guten Gesundheit.

und Mädchen hierhergebracht werden, um in diesen Felsenhöhlen zu leben ohne ärztliche Behandlung, ohne Fürsorge von seiten ihrer glücklicher situirten Mitmenschen und ohne eine andere Aussicht als die, nach vielen langen Jahren in dieser Felsenwüste allmählich das zu werden, was diese lebendige Leiche drinnen in diesem öden Gemach ist?! — Wäre ich eine dieser Unglücklichen, verurtheilt, hier auf dem Rand dieses Kraters zu leben, während ich Tag und Nacht die Wogen in der Tiefe dort unten mit einem Getöse, das den Seufzern von Riesen gleicht, sich heben und an die zerrissenen Klüfte anschlagen, von deren hartem Busen aber beständig wieder zurückgeworfen werden sähe — o! — ich weiß wohl, wozu ich mich dann versucht fühlen würde!

Doch groß ist die Gewalt des Christenthums; habe ich dies doch neuerlich erst bei dem Kreuzträger drinnen gesehen! Groß ist auch die tröstende Kraft der Natur. Aber ist sie für alle gleich ausreichend, für alle gleich mächtig? Es sieht nicht so aus. Ich gewahrte unter den Gebirgsklüften einige kleine Erdstreifen, welche angebaut gewesen sind; gegenwärtig scheinen sie wieder verlassen worden zu sein. Aus einem derselben erhob sich eine große Sonnenrose auf ihrem hohen Stengel. In der Nähe derselben erhob sich auch eine schwarzgekleidete Gestalt und verbarg ihr Angesicht, als wir vorübergingen.

Unter bittern Thränen — es waren die ersten, die ich in Griechenland weinte — verließ ich diesen Ort. Den Lazarus, den ich hier gesehen habe, werde ich nie vergessen! Allein ich möchte ihn weinend vor der Thür des reichen Mannes niederlegen, d. h. jener griechischen Patrioten, die von Wien und Taganrog, von London und Paris reiche Geschenke in ihr Vaterland senden, um davon Akademien und Schulen zu errichten; ich möchte ihn an die Palastschwelle des Königs und der Königin von Griechenland tragen und fragen, ob nicht alljährlich einige der großen Feste, die darin begangen werden, in

Brot und Verpflegung für die Aussätzigen verwandelt werden können! Ich möchte an die Thüren des noch reichern Klosters klopfen und fragen, ob sie nicht zur Genüge haben, um den armen Aussätzigen etwas mehr zu geben, als sie bisher gegeben haben!

Ich füge weiter nichts hinzu. Die kaum hörbaren Gebete und Klagen der Unglücklichen, die ich hier vorgeführt habe, werden zu den Guten und Denkenden unter den Christen am besten sprechen.

Von Dr. Cigala schied ich wie von einem Freund. Er ist auch Schriftsteller, und machte mir ein Geschenk mit mehreren von ihm herausgegebenen interessanten Schriften über Santorin — in italienischer Sprache — und über verschiedene moralische und politische Gegenstände.

Der junge Michaelis kehrte um die Mittagszeit zurück, sehr zufrieden mit seiner Excursion und über die Auffindung mehrerer werthvoller Antiquitäten und Inschriften. Wir nahmen sehr heiter unser Mittagessen bei dem Dimarchen unter Complimenten und Toasten ein, und tranken die ausgebrachten Toaste in neunzehn verschiedenen Weinsorten: in Bacchuswein, vino santo, Nachtwein, Kallistowein und mehreren andern Arten, sämmtlich sehr gut; aber der Bacchus- und Aparanthuswein doch am besten. Später gingen wir, um einige Bildsäulen bei dem französischen Consul in Phira zu besehen, welche auf einer Insel ausgegraben worden waren, in deren Boden man fortwährend eine bedeutende Menge von Antiquitäten findet, deren größerer Theil aus der Römerzeit herrührt.

Nachher besuchten wir eine Dichterin, Namens Kyria Barbarigo, an welche ich ein Briefchen von der liebenswürdigen Aspasia C** — einem Hoffräulein der Königin — mitgebracht, und die mich in fließenden griechischen Versen willkommen geheißen und mit ihrem Mann mir alle nur denkbaren Artigkeiten erwiesen hatte. Kyrios Barbarigo hat Ausflüge gemacht, um Ausgrabungen anzustellen,

deren Ausbeute er mir schenken will; Kyria Barbarigo überhäuft mich mit dem herzlichsten Wohlwollen und — —

Doch nun müssen wir, Michaelis und ich, unsere Reise aus dem Krater heraus und auf unsern Kutter antreten, woselbst Frau Agnes uns erwartet. Ich bin nicht im Stande auszusprechen, wie artig und wohlwollend die Bewohner von Santorin sind. Manche von ihnen machen nur gar zu viel Complimente. Den Großinquisitor setze ich in die Litanei!

---

Am Bord des Leon, am 17. Juli.

Wieder in dem schönen Hafen von Jos, in welchem wir heute ruhig liegen bleiben und warten werden, bis der heftige Westwind sich legen und uns gestatten wird, unsere Reise weiter fortzusetzen. Indessen genieße ich das stille Leben und die Ruhe hier nach einer Nacht, die ich nun beschreiben will.

Kyria Barbarigo begleitete mich hinunter an das Meeresufer auf einem Wege voll von Titanischen Steinen, die fortwährend fallen und neulich einem Mann und einem Pferd den Garaus gemacht haben, uns gegenwärtig aber nicht hinderten, wohlbehalten hinunter zu unserm Kutter zu kommen. Hier finden wir eine wahre Flut von guten Sachen, mit denen uns Frau Barbarigo beschenkt hatte: ein lebendes Schaf, ein lebendiges Taubenpaar — Florio und Floriana —, große Flaschen Kallistowein — süß, roth und dick, fast wie Sirup, und in der Mischung mit Wasser ganz besonders erquickend —, Trauben, Aprikosen, Feigen und Brot. Wir können gar nicht oft genug ausrufen: — „Eucharisto, Eucharisto!“ — Aber endlich müssen wir doch „Kalli nichta!“ („Gute Nacht!“) und „Addios!“ sagen. Der Kutter wird von der Wand des Kraters losgemacht, aber blos um an die Lavainsel in dessen Mitte zu segeln, wo wir uns über Nacht vor Anker legen wollen, um bei der ersten Morgen-

wache durch den offenen Kraterring nordwärts absegeln zu können. Die Abendsonne sendet uns einen glühenden Blick, indem sie sich hinter einer kleinen schwarzen Wolke verbirgt; das Meer ist ruhig, und kein Lufthauch regt sich. Aber kaum haben wir die Mauer verlassen und fangen an, auf dem ruhigen Bassin vorwärts zu gleiten, als sich ein Wirbelwind erhebt, unsere Segel erfaßt und den Leon dermaßen herumdreht und schüttelt, daß wir im Salon hin- und hertaumeln, Kyria Barbarigo mit uns. Wir ahnen nichts Gutes, da wir in demselben Augenblick den Kapitän mit der Stimme eines desperaten zornigen Menschen Befehle ertheilen hören. So wird der Kutter wieder ins Gleichgewicht gebracht, er fliegt vorwärts bis an die Lavainsel und wird daselbst ebenso wie mehrere andere dortliegende Fahrzeuge mittelst eines Taues an die Basaltfelsen des Ufers befestigt. Frau Barbarigo wird an dem kleinen Badeort, woselbst sie Bekannte hat, ans Land gesetzt, und wir verbringen die Nacht am Bord des Leon in der Mitte des Kraters. Aber welch eine Nacht! Der Sturm brauste wild, und die Wogen donnerten rings um Santorin mit einem Getöse, wie ich es früher nie gehört habe. Auch innerhalb des Kraters kamen die Elemente in Aufruhr. Der Kutter wurde von seiner Befestigung losgerissen und gegen die übrigen Fahrzeuge getrieben, und abermals ließ sich die zornige donnernde Stimme des Kapitäns, erschreckend und zugleich beruhigend, vernehmen; denn man hört wol daraus, daß eine Gefahr droht, zugleich aber auch, daß er der Mann ist, derselben zu begegnen. Die Griechen sind als tüchtige Seeleute bekannt, und der Kapitän Revivi gilt für einen der besten darunter.

Die Lampe im Salon war erloschen. Es war eine dunkle unheimliche Nacht, als wir mitten im Rachen des Ungeheuers jeden Augenblick erwarten konnten, durch einen Ausbruch seiner vulkanischen Laune, wie sich dieselbe oft zu erkennen gibt und zum letzten mal vor einigen

Jahren den Tod mehrerer Personen veranlaßt hat, in die Luft gesprengt zu werden. Wir lagen gerade an Ort und Stelle dieser Explosionen, an einer Stelle, welche demungeachtet die Seeleute gern wählen, weil daselbst eine Strömung im Wasser ist, die von eigenthümlicher chemischer Beschaffenheit den Rumpf der darin lagernden Schiffe von jeder Unreinigkeit befreit. Wenn das Unwetter so fortdauerte, konnten wir hier drei oder vier Tage liegen.

Mit dieser angenehmen Aussicht und mit den Gedanken, welche die Finsterniß, der Sturm und diese Stelle unwillkürlich einflößten, schlief ich ein. Als ich wieder erwachte, schien die Sonne und alles war ruhig. Nur die schwarzen Lavafelsen, an denen wir festgebunden lagen, erinnerten an den Aufruhr der Nacht. Das Ungeheuer hatte sich jetzt zur Ruhe niedergelegt, und wir konnten ohne Besorgniß den Krater desselben besteigen, was sehr beschwerlich und wenig lehrreich war; denn die Tiefe desselben war zusammengestürzt gleich der des Monte-Rosa am Aetna. Noch kocht das Wasser rings um die Ränder dieser Insel, und Kranke, Lahme und Gelähmte rühmen dessen wohlthätige Kraft. Die Badeanstalt an diesem gefährlichen Strand ist der beste Beweis davon und zeigt zugleich, daß dem Menschen die Gesundheit lieber ist als das Leben.

Ungeachtet einer vollkommenen Windstille in dem Krater von Santorin gelang es dem Leon — Dank sei unsern Kapitän! — vermittelst mannichfachen Lavirens und Bugsirens aus demselben hinauszukommen; und als wir wohlbehalten draußen waren, wurde die Fahrt auf dem Meere herrlich, denn der Wind nahm zu, wurde günstig und ließ uns förmlich dahinfliegen über die fröhlichen schäumenden Wellen. Das war Leben und Musik; es war wirklich reizend, besonders nachdem wir Santorin den Rücken zugewandt hatten. Denn Santorin bleibt für mich trotz seines vino santo und aller seiner Weine, trotz seiner artigen wohlwollenden Bewohner,

für mich Thera, das Ungethüm, und einer der unheimlichsten und unbehaglichsten Aufenthaltsorte auf Erden. Ich möchte dort nicht wohnen für — ich weiß selbst nicht was!

Die Einwohner scheinen jedoch sehr zufrieden mit ihrer Insel zu sein — groß ist die Macht der Gewohnheit —; allein ich kann mich nicht von dem Verdacht frei machen, daß die so hochgepriesene Luft der Insel nicht ohne ihre Nachtheile für die Gesundheit sei. Für die Zähne ist dieselbe entschieden nachtheilig. Auch die Zähne junger Leute werden an den Wurzeln schwarz und wie von der Caries ergriffen. Die Erdlager von Santorin lassen sich im Feuer schmelzen und werden in eine Art von Porzellan verwandelt, das sich durch besondere Festigkeit auszeichnet. Man könnte, wie man behaupten will, aus der ganzen Insel Porzellan machen. Eine sonderbare Insel!

Wir müssen im Hafen von Jos ruhig liegen bleiben bis zum morgenden Tag, um zu sehen, wohin der Wind uns dann gestatten wird, unsern Lauf zu nehmen. Wir wünschen Anaphi — eine ganz kleine Insel, die jedoch bedeutende Ueberreste aus den Zeiten der Römer hat —, Amorgos, vielleicht auch Milo zu besuchen, bevor wir in Naxos einlaufen, wo wir unser Zelt für den Sommer aufschlagen wollen; aber augenblicklich braust es zu stark draußen auf dem Meere. Im Hafen ist es lieblich und still, und still und friedlich sind auch die Scenen des Hirtenlebens am Ufer. Briseis hat uns ringsherum an den Rändern des Hafens geführt. Michaelis und ich haben die Irenenkirche abgezeichnet.

Lieblich sind die Lüfte des Abends, prachtvoll ist der Sonnenuntergang. Draußen legt sich allmählich der Wogenschwall, die Sterne treten vor, Mars geht in seinem Glanze auf und wirft seine helle Lichtbahn auf das Wasser, welches von den Bergen rings um den Hafen dunkel beschattet wird. Die Abendglocken erklingen in meiner Seele!

Auf der Rhede von Sikynos, am 18. Juli.

Der frische Morgenwind hat uns zeitig hierhergebracht. Ich bin am Lande gewesen, um ein Wäldchen von Rosenlorber, das am Ufer um eine Quelle von süßem Wasser schön leuchtet, zu begrüßen und dann ein wenig von dem Innern der Insel zu sehen. Aber nach einigen Stunden ermüdete ich bei der Wanderung durch steinige Gebirgesklüfte und über Anhöhen, die wol für Ziegen, aber nicht für Menschen geeignet sind, zumal bei starker Sonnenhitze. Und da mein Besuch auf den Inseln Griechenlands mehr dem gegenwärtigen Leben derselben, als ihren antiquarischen Ueberresten gilt, so habe ich es meinen Freunden allein überlassen, einen Tempel des pythischen Apollo aufzusuchen, der sich auf der Insel vorfinden soll, und von welchem die Gelehrten sehr schöne Sachen geschrieben und gezeichnet haben. Ich habe meine Freunde gebeten, daß sie meine Augen auf der Insel sein mögen, wogegen ich ihnen versprochen habe, auf dem Kutter dafür zu sorgen, daß sie bei ihrer Rückkunft ein gutes Mittagessen von Lammbraten und Maccaroni bekommen.

Sikynos soll guten Weinbau und 3000 Bewohner haben. Die einzigen menschlichen Spuren, die ich auf einer Wanderung von einer Stunde entdeckte, waren ein paar kleine armselige Kapellen und ein paar dürftige Olivenbäume. Und gegenwärtig sitze ich und schreibe, während der Wind bläst und der Leon ziemlich heftig auf der Rhede hin- und herschaukelt; denn Sikynos hat keinen Hafen. Meine Freunde bleiben lange aus; der Lammbraten ist bereits mehr als gebraten, die Maccaroni sind mehr als gekocht, und ich fühle mich ein wenig melancholisch gestimmt, ohne recht zu wissen, warum. Ich glaube, daß die Armuth der Natur rings um mich her niederdrückend anf mich wirkt. Unwillkürlich vergleiche ich die kahlen Höhen der Alten Welt, ihren Mangel an Bäumen, ihre Gewächse, ihre Vögel, ihr Naturleben, mit

den üppigen Gegenden, Wäldern und Inseln der Neuen Welt, mit diesen Inseln, bekränzt von duftenden Weinranken, mit diesen Urwäldern voller Thier- und Pflanzenleben, mit diesen Lebenseichen und Magnolien, diesen Cardinalvögeln und Kolibris, mit dieser ganzen unaussprechlichen Jugendkraft im Leben wie in der Natur; und ich frage mich: — „Hat das Naturleben der Erde wirklich ein Alter, wie eine Jugend; hat die Alte Welt ihre Früchte getragen, und ist sie in das Leben des Alters übergegangen, um keinen neuen Frühling wieder zu schauen? Oder rührt dieses matte Leben von den Fehlern der Menschen her? Ruht es, wie der Acker während der Brachzeit, um nochmals reiche Ernten zu tragen, wenn ein neuer Frühling kommt?" — Ich will das letztere glauben.

Am Abend.

Meine Freunde kamen nach einer sehr ermüdenden Reise zurück, betrogen in Bezug auf den Apollonischen Tempel, den sie in eine griechische Kapelle verwandelt und daran nur wenige Spuren von seiner frühern Schönheit fanden; aber sie hatten Interesse genommen an dem Leben, der Gastfreundlichkeit und den alterthümlichen Sitten der kleinen Stadt Sikynos, deren Dimarch sie in sein Haus einlud und sie daselbst in der besten Weise bewirthete. Getrennt von der Welt und ohne einen Arzt leben die Menschen hier lange und werden 80—100 Jahre alt. Stößt ihnen aber ein Uebel zu, wie z. B. der Knochenfraß bei den Kindern, so lassen sie dasselbe zunehmen, bis es unheilbar geworden ist.

Wir wollen heute Nacht absegeln, um uns nach Syphnos, einer der reizendsten und quellenreichsten Insel der kleinen Cykladen, zu begeben. An Anaphi dürfen wir nicht denken. Der Wind ist uns ungünstig.

Paros, Marmorabai, am 20. Juli.

Im Hafen.

Wie wild die Stürme sausen,
Wie laut die Wogen brausen,
Die Königsmuschel schlummert so sicher in ihrem Schloß,
In dieser Marmorinsel Schos!
Laß, liebe Seele, dich nicht irren,
Der Sturm der Welt mit seinen Wirren
Reißt dich vom sichern Port nicht los
Aus Gottes Vaterschos!

So singt es heute in mir, da wir, nach einer mehrtägigen stürmischen Fahrt auf dem Meere, in einer kleinen schönen Bucht von Paros ruhig vor Anker liegen. Diese Bucht ist auf der Karte die Marmorabai genannt. Wir werden von den Wellen geschaukelt, sind aber doch gesichert vor dem heftigen Nordsturm, der dieselben seit zwei Tagen in dem Sund, welcher Paros und Naxos trennt, schwarzblau mit weißschäumenden Spitzen erscheinen läßt. Nach Syphnos kommen wir nicht; an Milos war nicht zu denken. Während der Nacht wurde der Wind heftig, der Leon tauchte wie ein Schwan, die Wellen durchschneidend, die über das Verdeck spritzten. Wir mußten einen Hafen zwischen Paros und dessen kleiner Schwesterinsel Antiparos suchen, wo wir froh morgens gegen 6 Uhr unsere Anker auswerfen konnten. Aber diese unruhige Nacht hatte doch auch ihre Schönheit. Der Himmel war glänzendhell, der Mars leuchtete, als ob er die Venus wäre, und das Meer leuchtete von seinem Glanz und von phosphorischem Schein.

Antiparos, das uns seinen schützenden Busen darbot, sah fürchterlich kahl und armselig aus, und wir befürchteten, eine Hungercur durchmachen zu müssen. Allein das war keineswegs der Fall. Das kleine Antiparos ist so gut wie jede andere der kleinen Cykladen; sie hat alles, was sie bedarf, und auch noch ein bischen darüber, was sie mit hungerigen Reisenden theilen kann. Wir

bekamen sehr gutes Brot von der Art, wie es auf den Inseln gebräuchlich ist: große bräunliche Laibe mit einer Spitze in der Mitte, welche an die Eliashügel erinnert; wir bekamen Eier, grüne Gemüse, Pomi d'oro u. s. w., und waren hier den Tag über ganz vergnügt. Unser junger Archäolog begab sich in die berühmte unterirdische Stalaktitengrotte der Insel, welche ein Frauenzimmer nicht ohne Gefahr für ihre Kleider und Glieder besuchen kann, und kehrte mit einigen schönen Stalaktiten zurück, die er uns zusammt einer Beschreibung dessen mittheilte, was er gesehen hatte, was aber durchaus nichts Merkwürdigeres war, als andere Grotten dieser Art ebenfalls bieten. Paros erhebt sich majestätisch, dem niedriger gelegenen Antiparos gegenüber, und am Fuße seines hohen, grauweißen Marmorrückens schimmern weiße Häuser aus grünen Olivenwäldern. Der Sonnenuntergang erglänzt von reinstem Gold und die Nacht vom Schimmer des Sternenhimmels.

Gegen Morgen gehen wir unter Segel, wenden um die südliche Spitze von Paros und werden versuchen, in den großen Hafen von Paros zu gelangen, von welchem aus wir den Marmorbruch besuchen können. Aber nein. Der Meltemm wird immer heftiger, wir müssen kreuzen. In der Morgendämmerung fliegen wir über das dunkelblaue stürmische Meer vorwärts und rückwärts, auf der Seite liegend, vom Schaum der Wogen bespritzt, während auf allen Seiten Inseln in nebelhaften schlaftrunkenen Gestalten aufsteigen. Die Fahrt hat ihren poetischen Reiz, aber auch sehr, sehr viel Unbehagliches für die armen Passagiere, die der Spielball des Herumtummelns des Leon und der Wellen sind. Der Leon ringt lustig mit den Najaden, und wir kommen unserm Ziel fortwährend ein bischen näher. Als die Dämmerung hell wurde, arbeitete ich mich die Salontreppe hinauf und steckte den Kopf hinaus auf das Verdeck. Welch ein Anblick! Wir flogen in die Meerenge zwischen Paros und Naxos hinein.

Ueber dem hohen Gebirgsrücken von Naxos mit seinen beiden Spitzen, den Bergen Zeus und Koronos, stieg die Morgenröthe mit immer größerer Klarheit empor und ließ die wellenförmigen Bergrücken der Insel in immer schärfern Umrissen hervortreten. Der Moment, in welchem die Königin des Tages über der Insel der Ariaden emporblitzte, war über alle Beschreibung prachtvoll. Fast in derselben Stunde lief unser fliegendes Schiffchen in den Hafen von Paros ein. Eine kleine Stadt glänzte weiß, im Vordergrunde von grünen Bäumen umgeben; hinter derselben standen im Glanze des Morgens die Kuppeln des Marmorgebirges mit weich abgerundeten Umrissen. Die Schwesterinseln scheinen sich einander einen guten Morgen über die Meerenge hinwegzubieten.

---

Am 23. Juli.

Wir sind am Lande gewesen; aber der Sturm ist so heftig, daß wir beinahe umgeworfen worden wären. Dieser Umstand benahm uns alles Vergnügen, was uns diese Wanderung sonst hätte machen können. In der kleinen Stadt Marmora sind die Häuser von weißem Marmor, aber es sind mehr derselben verfallen als wohlerhalten, und viele darunter stehen ganz leer. — „Die Fieber!“ sagt man, und außerdem die seit mehreren Jahren auf der Insel herrschende Traubenkrankheit. Feigen- und Johannisbrotbäume geben der Marmorstadt ein schönes Aussehen. Frau Hansen und der junge Michaelis haben den drei Stunden Wegs von hier entfernten Marmorbruch besucht. Sie kehrten zurück, ganz entzückt von den großartigen Sälen und von den blendendweißen Marmorwänden, hier und da gefärbt durch einen Strahl von dem Gold der Sonne, wo derselbe durchzudringen vermag. Aber zur Zeit ist alles todtenstill in den Marmorsälen von Paros, und kein Hammer oder Meißel weckt die Göttergestalten, die darin schlummern.

Heute Abend haben wir ein Dorf am südlichen Strand

besucht. Der junge Grammatevs unsers Kutters führte uns zu einer Familie, in welcher wir mit Aepfelglyko, auf einer silbernen Schale von der jungen schönen Tochter des Hauses dargeboten, bewirthet wurden. Alles daselbst zeugte von Ordnung und Wohlstand. Mit dem Vater des Mädchens, einem Schiffsrheder und ebenso verständigen als vermögenden Mann, konnte ich mich französisch unterhalten, und erfuhr von ihm verschiedenes über den Zustand der Insel. Dieser ist nicht der beste, und zwar infolge der Traubenkrankheit während des letztverflossenen Jahres. Doch gibt es reiche Leute auf der Insel, und es würde derer noch mehrere geben, wenn Paros aus seinen schönen Aparanthustrauben einen Wein bereiten könnte, der sich so hielt wie der Wein von Santorin. Aber Paros kann seinem Wein nur durch einen Zusatz von Harz Dauer geben, und dergleichen Wein mag der Ausländer nicht haben, was ich ihm — beiläufig bemerkt — auch gar nicht verdenken kann. Ich wünschte der jungen Tochter des Hauses einen recht guten Mann und ihrem Vater das allerschönste Glück. Wir gingen durch die Marmorstadt zurück. Es war Sonntag, und wir begegneten unterwegs Gruppen von Lustwandelnden, die Frauen leuchtend von ihren rothen Hals- und Kopftüchern, die Männer mit rothen Mützen und prächtigen Schärpen — schöne Leute!

In der Stadt waren die Männer in einem Kaffeehause versammelt. Ueberall herrschte Sauberkeit in den kleinen viereckigen würfelgleichen Häusern. Nur selten sahen wir eine grüne Veranda, aber die bessern Häuser hatten Balcons. Die Wohnungen sind auf dieser Insel augenscheinlich nicht eine Heimat für das Leben der Bewohner, sondern nur ein Schutz für ihren Körper und dessen einfachste Bedürfnisse. Die Bevölkerung scheint neugierig, aber freundlich zu sein.

Wir sind in diesem Jahre die ersten Fremden, welche Paros besucht haben, und werden wahrscheinlich auch die

letzten sein. Es grassiren Fieber, und trotz der Marmorstädte von Paros und deren prächtiger Hauptstadt Parochia scheint die Insel in einem Zustand des Verfalls zu sein.

Wir traten in die Wohnung einer schönen jungen Frau, welche vor der Thür ihrer Wohnung stand. Das Fieber zehrte an ihr, drei kleine Kinder lagen halbnackend auf dem Fußboden, und ihr Ehemann hatte sie verlassen, wie uns ihre alte Mutter erzählte. — Wir gaben ihr Arzneimittel, die wir in Athen mitgenommen hatten, und etwas Zucker und Kaffee. Wie dankbar waren sie uns dafür! — Ach, die Schutzgötter der Marmorinsel sind entflohen.

Der Sturm scheint sich zu legen. Womöglich wollen wir diese Nacht unter Segel gehen, um Naxos zu erreichen. Aber der Wind weht uns gerade entgegen.

---

# Neununddreißigste Station.

Naxos. Die Villa Somariva. Das Thal Melanes. Die Quelle Fleurios. Inselleben. Idyllische Hochzeit. Unser Dorf. Charakter der Inselbewohner. Scenen aus der Geschichte von Naxos. Das gegenwärtige Leben auf der Insel. Feste. Stürmische Tage. Die schönen Thäler von Naxos: Melanes, Fleurio, Potamia, Engares, Drymalia, Aparanthus. Ein Tag im Thal Drymalia. Der Berg des Zeus und die geheimnißvolle Grotte. Ariadne auf Naxos. Lichtseite des Insellebens. Schattenseite des Insellebens. Abschluß und Abreise.

Melanes, Villa Somariva, am 27. Juli.

Der Morgen des 27. Juli, an welchem wir zwischen Paros und Naxos schifften, war so stürmisch und der Leon wurde so wild von den Najaden herumgetummelt, daß ich zu zweifeln begann, ob ich wol jemals wieder meinen Fuß auf die Insel der Ariadne setzen könnte; aber gerade während dieses Zweifelns flogen wir hinein in den sogenannten Hafen der Insel unter dem Schutz des Bacchusberges, einer hervorspringenden Felsenspitze, auf welcher noch jetzt eine hohe weiße Marmorpforte steht, die von dem Dionysoscultus und von einem Tempel desselben Zeugniß ablegt, ein Zeugniß von edelm und stolzem Charakter, der Seite des Sonnenuntergangs zugewendet.

Nicht ohne Gefahr und Schwierigkeiten brachte uns unsere kleine Briseis ans Land und an das steinige Ufer.

Ein paar Stunden später befanden wir uns wieder in dem Hause des gastfreien Dimarchen, Dr. Damiralos, in welchem wir den Tag verbrachten, ausruhten und uns erfrischten.

Am Abend wurden wir, Frau Hansen und ich, mit Wehmuth von unserm jungen Freund und Begleiter Michaelis getrennt, der mit dem Kutter nach Athen zurückkehren sollte, während wir uns in unserm naxischen Paradies niederließen. Und nicht ohne Wehmuth trennte ich mich von dem kleinen Kutter, der nun einen Zeitraum von drei Wochen hindurch meine Heimat gewesen war, währenddessen ich auf dem Aegäischen Meere von Insel zu Insel geflogen war und ein kleines Stück Leben verbracht hatte, das zwar zuweilen etwas stürmisch, oft aber idealisch schön und das erste dieser Art gewesen war, das ich bisher erlebt hatte. Und obgleich die Fahrt der letzten Woche etwas zu unruhig gewesen war, um angenehm zu sein, so freue ich mich doch darauf, nach Verlauf eines Monats, wenn der Leon uns von Naxos abholen wird, mich wieder auf diesem kleinen Dinge, und zwar dann nach Euböa, der größten und schönsten Insel des freien Griechenland, wiegen zu können.

Ich mußte nun meine Inselreise unter den Cykladen als abgeschlossen betrachten — denn so will es Poseidon —, obgleich ich mehrere Inseln nicht besuchen kann, welche ich nach dem Programm des Dr. Röser auf meine Reiseroute gesetzt hatte, theils wegen ihrer Erinnerungsdenkmale an die Tempel griechischer Kunst oder der römischen Theater und Circusplätze, theils wegen ihrer Naturmerkwürdigkeiten oder Curiosa. Denn es gibt keine bewohnbare Insel im griechischen Archipelagus, die nicht etwas Eigenthümliches, etwas Merkwürdiges von dieser oder jener Art hätte. Und das stempelt sie so recht zu griechischen Inseln. Am meisten schmerzt es mich, daß ich nicht nach Milo gekommen bin, eine der merkwürdigsten Inseln der Cykladen, theils ihrer vulkanischen Bildung,

theils ihrer Ueberreste aus der Vorzeit halber, die jedoch meistentheils aus Gräbern bestehen. Auch das ist charakteristisch. Groß war einst die Blüte des Wohlstandes und der Bildung auf Milo — die Venus, in dem Schutt der Insel gefunden, zeugt noch heute im Museum des Louvre davon —, als Milo noch ein selbständiger, wenn auch kleiner Staat war. Während des Peloponnesischen Kriegs suchten die raublustigen Athenienser Streit mit den Bewohnern dieser Insel. Vergebens erbot sich Milo, seinen Frieden und seine Selbständigkeit mit schwerem Gold zu erkaufen. Athen wollte den Reichthum der ganzen Insel haben. Das Volk von Milo kämpfte zwar tapfer für sein Leben, mußte aber endlich doch der Uebermacht unterliegen. Athen eroberte die Insel und ließ die gesammte männliche Bevölkerung — 4000 Mann — über die Klinge springen, eine Handlungsweise, über welche die Verehrer der classischen Vorzeit allzu leicht hinweggehen. Milo hat sich seitdem nicht wieder erhoben; Athen aber, welches diese kleine Insel in eine Insel der Gräber verwandelte, sollte bald darauf durch eine größere und mächtigere Insel, Sicilien, eine entsetzliche Wiedervergeltung erfahren. So straft zuweilen die Nemesis der Geschichte.

Ungeachtet ihrer Eigenthümlichkeiten in ihrer Natur wie in ihrer Geschichte, haben doch die meisten von den Cykladen eine große geschwisterliche Aehnlichkeit unter sich. Fast alle haben eine Stadt auf dem Gipfel eines Berges, fast alle eine Eliaskapelle auf einem andern Berge, und zwischen den kahlen Höhen einige Thäler, deren größere oder geringere Fruchtbarkeit den hauptsächlichsten Unterschied zwischen ihnen bildet. Unter den kleinen Cykladen vulkanischen Ursprungs ist Santa-Irene die Königin, unter den großen, nicht vulkanischen Ursprungs die Insel der Ariadne.

Am Abend bei Sonnenuntergang bestieg ich mit dem Dr. Damiralos den Bacchus- oder Dionysosberg, dessen

kühn in das Meer hinausspringende Spitze die Wogen bricht, welche der Nordwind aufwühlt, und dadurch der Rhede vor Naxia — denn ein Hafen kann dieselbe nicht genannt werden — einigen Schutz gewährt, obgleich bei starken Stürmen die kleinen Fahrzeuge der Inseln auch auf dieser Rhede verunglücken. Ein halbes Dutzend solcher Fahrzeuge (Schnacken) mit besonders breitem Rumpf, im übrigen sehr zierlich, lagen ebenda vor Anker. Die vermögenden Bewohner der Stadt bemühen sich nach Kräften, eine Subscription zur Anlegung eines guten Hafens, die Grundbedingung für das mögliche Emporblühen der Insel, in Gang zu bringen.

Der Abend war herrlich, die Farbenpracht des Sonnenuntergangs unbeschreiblich. Das Meer war jetzt ganz ruhig; nur gegen die zerrissenen Klüfte des Dionysosberges erhoben sich noch riesige Wellen mit dumpfem Brausen, die letzten Seufzer des Sturmes. Weiter hinaus tauchten Inseln aus der lichtblauen Tiefe empor,. Mykonos, Andros, Tinos u. m. a., und am weitesten im Norden Ikaria, eine Insel unter türkischer Herrschaft, aus deren großen Eichenwaldungen die Cykladen mit Bauholz und Brennholz versehen werden. Das massive Bogengewölbe der hohen Marmorpforte leuchtete schön im goldenen Glanz des Abends, ein schönes Symbol der edeln Tendenz des Dionysoscultus (der Bacchuscultus ist von niederer oder gröberer Art). Aber außer dieser Pforte und außer einigen zu derselben hinaufführenden Treppenstufen ist von dem Tempel nichts mehr übrig. Massen von Marmorbruchstücken und von Steinen legen Zeugniß von der vandalischen Verwüstung ab, die hier stattgefunden hat. Vielleicht ließen sich in den Hügeln, welche gegenwärtig den alten Tempelgrund bedecken, etliche bedeutendere Ueberreste auffinden. Die Lage des Tempels an sich läßt sich nicht schöner denken. Ich bilde mir ein, ein Dionysosbild mit den edeln Zügen und dem sanften Ausdruck, wie ich es in den Sälen des Vatican gesehen habe, in

dieser offenen Pforte stehen zu sehen, den Becher mit Naxoswein gefüllt in der Hand, und denselben denen, welche das Ufer von Naxos betreten, darreichend; ich glaube dann auf seinem Angesicht die Worte zu lesen: — „Kommet, ihr Sterblichen! Genießet dankbar das Geschenk der Götter, aber entheiligt es nicht!"

Das einzige Andenken an Ariadne in der Stadt Naxia ist ein weißer Marmorbrunnen, der ihren Namen trägt.

Der Dimarch rühmte das Klima, die Luft und den Wein auf Naxos, sowie die Sittlichkeit und Gutartigkeit der Bevölkerung; aber er sehnte sich nach einem intellectuellen gebildeten Umgangsleben, das leider auf Naxos nicht vorhanden ist.

Aber wer sehnt sich darnach oder nach irgendetwas, wenn man im Paradiese lebt? Und ich lebe jetzt in diesem. Das Thal Melanes ist ein irdisches Paradies, und die Villa Somariva, meine Wohnung, ist ein Aufenthalt, der bei all seiner Einfachheit eines solchen Thals nicht unwürdig ist.

Der kleine nette lichtgraue Esel, der mich in der Morgendämmerung des 24. Juli dorthin trug, wußte schon, daß er mich etwas Gutem entgegenführte; denn er war heimisch in Melanes, kannte den Weg genau, und trabte leicht und munter bergaufwärts und bergabwärts, gewandt andern Eseln, denen wir begegneten und die Holz oder Getreide in die Stadt brachten, ausweichend. Ein freundlicher Landwind begrüßte und kühlte mich auf der Reise; Hecken von blühendem Rosenlorber und Agnus Castus leuchteten hier und da aus grünen Thälern hervor, und Palmen winkten. Nach einem Ritt von ungefähr anderthalber Stunde öffnete sich das weite fruchtbare Thal Melanes vor mir. Ein weißes Gebäude im venetianischen Stil leuchtete im Hintergrund aus Wäldern von Oliven- und andern Fruchtbäumen hervor; ich reite einen Weg aufwärts zwischen Gebüschen, Bäumen und kleinen

weißen Häusern an ein großes altmodisches Thor; es wird geöffnet; ein Gehöft mit einer Veranda von Weinreben, ein altmodisches, comfortables, zweistöckiges, steinernes Haus mitten in einem schattigen Garten mit Gängen und Teichen, und — das ist die Villa Somariva. Ich werde hier mit offenen Armen von der guten Frau Hansen empfangen, die gemeinsam mit ihrer kleinen deutschen Magd Franzes bereits alles auf die beste Weise in Ordnung gebracht hat und, gleich mir, von dem herrlichen Grün entzückt ist, das uns hier umgibt, sowie auch von der Luft, dem Wasser, den Früchten und der ganzen freundlichen Bevölkerung im Thal Melanes.

Die Villa Somariva liegt am Abhang eines Berges oder auch auf einer der Terrassen, welche durch den Abhang gebildet werden. Hinter der Villa, etwas höher nach dem Berg hinauf, liegt ein kleines Dörfchen mit weiß angestrichenen, kleinen, würfelartig geformten Häusern und einer noch weißern Kirche; und noch ein wenig weiter oben befindet sich ein viereckiger Thurm (Pyrgos) von mittelalterlicher Gestalt. Unterhalb der Villa und zu beiden Seiten derselben breitet sich ein weit ausgedehnter Park von verschiedenen Gärten und Wäldchen aus, durch niedrige Mauern, dem Auge fast verborgen durch die Masse der Bäume und Gebüsche, welche daselbst ziemlich im Naturzustand, aber auch voll von Naturkraft wachsen, voneinander getrennt. Weinranken klettern hinauf an den hohen Olivenbäumen und fallen in lichtgrünen Festons, mit Trauben belastet, die vom Winde hin- und hergeschaukelt werden, von da herab. Schlanke Cypressen steigen aus hellgrünen Wäldern von Orangen-, Feigen-, Granatäpfel-, Pflaumen- und Pfirsichbäumen auf. Hohe Maulbeerbäume, laubreiche Platanen und Melien blicken auf Gebüsche und Hecken von blühender Myrte, Rosenlorber und Agnus Castus herab. Aus diesem Gartenparadies, welches die ganze Breite des höherliegenden Theils von dem Thal einnimmt, steigen hier und da

weiße Landhäuser mit Ornamenten an den Dächern und an den Balcons, und kleine Thürme empor, welche auf eine venetianische mittelalterliche Entstehung hindeuten. Rings um das Thal steigen im weiten Kreise Berge mit Abhängen empor, die mit schattigen Olivenwäldern bedeckt und fast bis an ihre höchsten Spitzen hinauf, welche abgerundet und nicht sehr hoch sind, angebaut scheinen. Drei größere Ortschaften mit ihren Kirchen und mit einem halben Dutzend kleinerer Gehöfte liegen auf den Terrassen des Berges, von angebauten Feldern und von Olivenwäldern umgeben. Alle diese Gebäude sind von Stein und weiß getüncht, alle nähern sich der Würfelform. Von unsern Fenstern und von unserm Balcon aus, die sämmtlich in der Richtung nach Westen liegen, können wir fast das ganze weite Thal übersehen; und hinter einer Vertiefung in dem Kreise der dasselbe umgebenden Gebirge sehen wir das weißgraue Marmortympanon von Paros mit seinen beiden Geschwisterkuppeln aufsteigen, umgeben von jenem durchsichtigen blauen Dunst, der zu erkennen gibt, daß das Meer zwischen ihm und der Insel befindlich ist. Auf der entgegengesetzten Seite des weich abgerundeten Scheitels von Paros blickt aus dem Innern von Naxos, hoch über die Berge von Melanes, ein Riesenhaupt auf Riesenschultern hervor, welches man Bolibaz nennt und das äußerst phantastisch aussieht.

Allein ich habe die Schönheitsquelle im Thal Melanes nicht erwähnt, die Quelle seiner Fruchtbarkeit, die Quelle Fleurios, welche in mehreren kleinen Bächen die Gärten durchströmt und uns das köstlichste Wasser sowol zum Trinken als zum Waschen gewährt. Der Fluß Fleurios durchströmt die Mitte des Thals und läßt dessen Boden grünen. Er rauscht in sanften Windungen in einem tiefen Bett von Marmorblöcken und Steinen daher, dessen Ränder von feinblätterigem, weißblühendem Sabinakraut und Rosenlorber bekränzt, sowie an mehreren Stellen von den schönsten Platanen beschattet werden, die ihre

gewaltigen Aeste nacheinander über den kleinen Fluß ausstrecken, der in seinem stillen, aber frischen Lauf und mit seinen romantischen Windungen das lebendige Bild eines schönen Stillebens ist.

Möge das unsere während der nächsten Wochen ein solches sein! Alles scheint uns dies zu versprechen.

Wir haben gegenwärtig eine junge Freundin aus Athen hier bei uns, nämlich die schweizerische Lehrerin aus dem Arsakion, deren Gesundheit einige Wochen des stillen Lebens bedarf. Jedes von uns hat sein Zimmer im Hause, und das Peristil ist unser gemeinsames Speise- und Unterhaltungszimmer. Wir theilen das Haus mit der Familie Somariva, Vater, Mutter und einer einzigen Tochter, einem griechisch-schönen, guten, jungen Mädchen, das aber nicht im Stande ist, seine Aeltern über den Verlust ihres einzigen Sohnes zu trösten; der Schmerz um diesen scheint die Gesundheit der Mutter für immer gebrochen zu haben. Wir und sie leben jedes auf seiner besondern Seite des Hauses; aber sie erweisen uns alles nur erdenkliche Wohlwollen, häufig auch durch vollgefüllte Teller mit Früchten, die in ihrem Garten gepflückt sind. Ebenjetzt habe ich mich mit einer köstlichen Melone und einer ebensolchen Pfirsiche erfrischt!

---

Sonntag am 13. August.

Einige Wochen stilles Inselleben sollten dem Leben jedes Menschen gehören, der sonst zu sehr von den Vergnügungen oder Sorgen dieses Lebens erfaßt wird. In dieser abgeschiedenen kleinen Welt und in deren einförmigem Alltagsleben immer mit denselben und wieder mit denselben Naturscenen, Beschäftigungen, Vergnügungen u. s. w. verbreitet sich eine Art von Feiertagsfrieden durch die Seele, — durch die Seele, welche viel gekämpft, gefragt, gesucht, genossen und gelitten hat! Ungestört vom Aeußern sammelt sie sich leichter zum Nachdenken über sich und die Welt,

welche sie kennen gelernt hat. Gleich einer Insel in dem großen Menschenmeer dastehend, übersieht sie leichter ihren Horizont und den, der die Erde umschließt!

Während der letzten vierzehn Tage hat unser idyllisches Inselleben immer mehr Ordnung und Ruhe gewonnen, und ist immer angenehmer geworden. Die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften hat sich daran gewöhnt, uns Hühner, Eier, mehrere Arten grüner Gemüse, wie Pamias, Kolokuidias, Pomi d'Oro oder Tamatons und Milch (nämlich Ziegenmilch, die den Mangel an Kuhmilch nicht ersetzt) zu bringen. Brot, Kaffee, Zucker u. a. dgl. lassen wir durch einen Boten aus der Stadt holen. Unsere freundlichen Wirthsleute beschenken uns täglich mit saftreichen Melonen, Pflaumen, Birnen und Feigen, die süß wie Honig sind. Und jetzt kommen auch Weintrauben, die gesündesten unter allen Früchten des Südens. Ein frischer Nordwind hat die Hitze vertrieben, die uns während der ersten Tage unsers Aufenthalts einigermaßen drückte; weder Mücken, noch Fliegen stören den Frieden der Tage und Nächte. Die junge Schweizerin hat hier Eßlust und Heiterkeit wiedergefunden, macht Spaziergänge mit uns und gibt der Sophie Somariva Unterricht in der französischen Sprache. Wir alle preisen das Leben im Thal Melanes.

An jedem Nachmittag, wenn die stärkste Sonnenhitze vorüber ist, unternehmen wir eine Wanderung nach irgendeinem bestimmten Ort, oder machen eine Entdeckungsreise ins Innere der Insel, und diese zuletzterwähnten kleinen Fußreisen machen mir viel Vergnügen. Ich werde jetzt einige derselben beschreiben, und dich dadurch, mein lieber Leser, ein wenig nähere Bekanntschaft mit der Natur auf Naxos machen lassen.

Meine erste Entdeckungsreise war nach der Quelle Fleurios.

Ein Fluß oder ein Strom übt eine eigenthümliche Anziehungskraft auf mich. Ich sehne mich darnach, die

Quelle desselben zu sehen, seinen Anfangspunkt zu kennen. Und dann will ich die Quelle in allen ihren Schicksalen bis zu ihrer Ausmündung verfolgen. Groß oder klein — sie ist stets das Bild eines Menschenlebens und verdient eine Biographie.

Der kleine Fluß Fleurios, unsere tägliche Gesundheitsquelle und Freude im Thal Melanes, hat, wie man mir gesagt hatte, ihren Ursprung ungefähr anderthalbe Stunde weit von unserm Dorfe. Eines Nachmittags machte ich mich auf, um diese Ursprungsquelle aufzusuchen, begleitet von den beiden jungen Mädchen Justine M** und Sophie Somariva. Wir kannten zwar die Richtung, nach welcher wir zu gehen hatten, aber keines von uns kannte den Weg nach der Quelle genau; und gerade darin liegt das Pikanteste einer solchen Promenade, denn es verleiht derselben die Würde einer Entdeckungsreise. Wir gingen zuerst auf einem guten, feinsandigen Fußstege, von Myrtenhecken eingefaßt, an den Höhen im Süden des Thales Melanes entlang. Unten, zur Rechten des Weges, rauscht der Fluß, die Gärten bewässernd, deren mannichfache Bäume ihre Laubkronen aus der Tiefe erheben. Nach einer Viertelstunde gelangten wir an eine Stelle, an welcher der Fluß unsern Weg sperrte, doch nicht schlimmer, als daß wir auf einigen Steinen darüber hinwegsteigen konnten; so kamen wir an eine kleine Mühle, die der Fluß in Bewegung setzt, und an einige verlassene Landhäuser, um welche Unkraut üppig wucherte, wandten uns dann links, kletterten unter ziemlichen Beschwerlichkeiten einen Berg hinauf, überschritten dessen kahlen Rücken etwa eine Viertelstunde lang, und blieben dann überrascht und wie bezaubert stehen. Denn gerade vor uns oder vielmehr unter uns erhob sich ein Thal, gleich einer großen grünenden Wiege am Busen des Gebirges, und über dasselbe neigte sich von dem Rand einer Terrasse herab mit einer Art von fürstlicher Herablassung eine hohe Dattelpalme mit ihrer schönsten Krone. Das ist das

Thal Fleurios, das Thal mit der Palme, wie es von dem Landvolk auch noch genannt wird. Der Bach Fleurios durchrieselt das Thal, aber die Quelle Fleurios ist noch nicht darin, sondern etwas weiter hinter dem Thal.

Auf der andern Seite des Thals erhebt der Bolibaz sein kugelrundes Riesenhaupt auf der Höhe eines kahlen Berges mit rundem Rücken. Wir gehen auf einem feinsandigen Wege, der dem Weg in einem Garten gleicht, um das Thal herum. Dort unten sind prachtvolle Bäume, Maulbeer-, Feigen- und Olivenbäume. Etliche kleine weiße Höfe, eine verfallene malerische Kapelle, Mauern und Ruinen auf einem Hügel erheben sich aus den Laubmassen; Rosenlorber und Myrten bezeichnen den Lauf des Wassers. In der Nähe der ebenerwähnten Dattelpalme führt der Weg auf Stufen nach dem Berg empor, auf Stufen von Marmorblöcken. Der Marmor von Naxos ist grobkörniger als der von Paros, aber ebenso glänzendweiß. Auf der andern Seite des Thals sind eine Menge von Marmorstücken unter dem Meißel, um behauen zu werden. Hier liegt eine wohlgebaute Villa, und hier begegnen wir einer Gruppe von Herren und Damen mit einigen Knaben, Bekannten von der Tochter unsers Wirthes und, wie dieser, Katholiken und Abkömmlinge von fränkischen oder venetianischen Geschlechtern. Einige von diesen Knaben, ein wenig neugierig, aber so hübsch und angenehm, daß sogar ihre Neugierde einen gewissen Reiz besitzt, begleiteten uns, und ein kleiner Nicolas Francopolo erbot sich, unser Wegweiser nach der Quelle Fleurios zu sein. Die Sonne ging prachtvoll hinter der bläulichschimmernden Spitze von Paros unter, und ich fing an zu fürchten, daß wir unser Ziel nicht zur rechten Zeit erreichen möchten; aber der hübsche Knabe winkte uns mit den Augen und mit der Hand, und mit dem Ausrufe: — „Driste! Driste!" („Seid so gut!") — den man sehr häufig in Griechenland hört und der in dem mannichfaltigsten Sinne angewendet wird, lockte er

uns unwiderstehlich vorwärts über dürre Berge und Hügel. Aber auf einmal verwandelte sich diese dürre Scenerie. Niedrige Steine bildeten gleichsam eine Brücke zwischen natürlichen Teichen von krystallhellem Wasser, und wir befanden uns in einem kleinen Niederland von Inseln und Ufern mit Platanen, Rosenlorber und allen den schönen Gewächsen, welche das Wasser aus dem Boden Griechenlands hervorruft. Wir waren nun in der Wohnung der Najaden. Am Fuße eines Felsblockes, im Schatten eines hohen Myrtengesträuchs, sieht man einen hellen Wasserspiegel; aber in der Mitte desselben zischt und brodelt es wie in einem Topf voll siedendem Wasser; schwärzlicher Kies und feiner weißer Sand wird in Blasen, die aus einer unsichtbaren Tiefe aufsteigen, unaufhörlich emporgeworfen; man vernimmt kaum einen Ton, während die klare Quellader sich durch Gerölle ihren Weg zum Licht bahnt. Das ist die Quelle Fleurios. Aus welcher Tiefe, oder von welcher Höhe sie ihren Ursprung nimmt, weiß man nicht. Ihr Wasser ist lieblich, frisch und wohlschmeckend.

Wie schön ist diese Wiege! Wohin man blickt, sieht man dieselben schönen Gewächse, dasselbe frische Grün, dieselben unregelmäßigen, aber reizend poetischen Gruppen von kleinen Inselchen, Gebüschen und Bäumen, die sich in den klaren Teichen abspiegeln. An einem Olivenbaum ist eine Weinrebe emporgeklettert, deren Trauben sich im Wasser verdoppeln.

Es kam uns schwer an, dieses Heiligthum der Najade verlassen zu müssen, bevor wir noch dessen ganze Schönheit gefaßt hatten; aber die Sonne war untergegangen und der Mond war noch nicht voll genug, um auf unserm Rückweg gehörig leuchten zu können; wir mußten deshalb nach Hause eilen.

Als wir in das Thal Fleurios zurückkamen, fanden wir daselbst die fränkische Familie, welche die Kühle des Abends auf dem Berge noch genoß; und als wir uns

von derselben trennten, begleiteten uns zwei blonde, allerliebste Knaben, die uns auf einem Richtweg über das Gebirge führten. Sie wollten unsere Sonnenschirme, Shawls u. s. w. tragen, uns allerlei kleine Dienste leisten, die in ihren Kräften standen, wollten sich auch gern mit uns unterhalten, und nöthigten mich zu dem traurigen Geständniß, dessen ich mich jetzt ein wenig zu schämen anfange: — „Ten kattalaro helleniko!" („Ich verstehe nicht Griechisch!")

Diese beiden liebenswürdigen Knaben führten uns auf wahrhaftigen Gemsenwegen über das Gebirge; ich fand für diese mühseligen Wege nur Ersatz in den Aussichten über das Meer und hier und da in einem Einblick in ein grünendes Thal zwischen den Bergen; denn Naxos besteht aus Bergrücken und Thälern, von denen jedes seinen kleinen Gebirgsfluß hat. Wir kamen spät in unser Thal zurück, sehr ermüdet, aber noch mehr belebt dadurch, daß wir etwas so Reizendes wie die Quelle Fleurios gesehen hatten.

Mehr als einmal sind wir seitdem dort gewesen, zuletzt um daselbst ein Fest in nordischer Weise zu feiern. Du begreifst, lieber Leser, daß man dabei essen und trinken muß. Wir mußten also einen Kaffeeschmaus haben, und der Kaffee mußte von dem Wasser der Quelle gekocht, das Wasser aber an derselben Stelle geschöpft sein, an welcher diese entspringt. Ursprünglicher konnte es nicht geschehen. Wir sammelten Späne und Stroh und machten Feuer an, und zwar des Windes halber hinter einem Busch, als Franzes erschrocken ausrief: — „Der Myrtenbusch brennt!" — Wir sahen uns also nach einem Gebüsch von geringerer Art um. Aber es es war unmöglich, etwas Einfacheres zu finden als Rosenlorber oder diese schönblühende Myrte. Es versteht sich von selbst, daß der Kaffee ausgezeichnet schön wurde.

Die Quelle Fleurios hat mich den altgriechischen Glauben an Najaden, sowie den skandinavischen Glauben

an Quellennymphen sehr verständig, viel verständiger als den unpoetischen Glauben finden lassen, der in einer Quelle kein individuelles, kein eigenthümliches Naturwesen finden will. Kann man denn nicht in einer Quelle, in einem Baum, in einer Pflanze einen eigenthümlichen Geist annehmen, ohne denselben mit einem persönlichen, seiner selbstbewußten Geist — dem griechischen Irrthum — zu vermischen? Ich glaube daran. Die Najade von Fleurios hat mir es zugeflüstert und mir gesagt, daß wie der Mensch ein Kind im Hause Gottes ist, so die Quelle, die Blume, der Baum, alle liebenswürdige Wesen der Natur Kinder in Seinem Garten, in Seinem Garten, in Seinem Paradiese sind, ein Wort von Seinem Wesen, von Seinem Leben zu den Menschen tragen.

Die Quelle Fleurios trägt ein solches Wort aus, indem sie die trockenen Felder befruchtet, den großen Platanen Nahrung gewährt, Blumen an ihren Ufern hervorruft, ihre krystallhellen Wellen den Pflanzen, den Thieren und den Menschen spendet, stets gibt und nie dafür etwas wiederverlangt. Ob man ihre Wellen verunreinigt, ob man sie zu geringgeschätzten Dingen verwendet, darum kümmert sie sich nicht; sie wallt fortwährend in gleichmäßiger Klarheit und Ueppigkeit aus ihrer verborgenen Tiefe hervor, und reinigt, thut wohl und verschönt. Tief ist ihr Bett und mit Steinen bestreut; du siehst sie aus der Entfernung nicht, außer an den Bäumen, die sie wachsen und gedeihen läßt, und an dem Agnus Castus und Rosenlorber, die ihren Weg bezeichnen, bis sie das Meer erreicht hat. O Quelle Fleurios, wie schön ist dein Leben!

* * *

Von der Quelle Fleurios ist zu Fuß ziemlich eine Stunde Wegs bis zum Thal Potamias. Man geht über einen steinigen Bergrücken, dann einen Abhang mit einer äußerst beschwerlichen Treppe von Marmorblöcken herab.

Diese Treppe wendet sich nach der rechten Seite zwischen Felsen hin, und mit einem mal mußten wir wieder stehen bleiben, überrascht und ergriffen; nein, entzückt, denn die Scene, die sich plötzlich vor unsern Blicken öffnete, ist ebenso großartig als friedenvoll schön. Ein weiter Kreis von wallenden wogenden Laubmassen liegt, wie ein großer Binnensee, in einem Kranz von Bergen mit sonnenbeglänzten Abhängen und Hügeln, bestreut mit weißen Landhäusern, Dörfern und venetianischen Thürmen. Aus dem Kreis der Wellenlinien des Gebirges steigen einige Berge mit Herrschercharakter hervor. Das ist nicht mehr der phantastische Volibaz, es ist ein hoher Felsen, der eine Burgruine aus dem Mittelalter trägt; es ist ein wenig weiterhin die imponirende Spitze des Berges Zeus mit seiner Erinnerung aus der Urzeit. Hier verziehen sich die übrigen Berge und lassen den Horizont frei, und aus der Ferne schimmern Inseln hervor, von dem bläulichen Dunstkreis des Meeres umgeben.

Aber das Thal unter unsern Füßen fesselt vor allem unsere Blicke. Es ist größer und reicher an Formen als das Thal Melanes; es sieht aus wie eine Wohnstätte für gute und glückliche Menschen, und angenehme gastfreundliche Bewohner lernen wir auch hier kennen. Der Olivenbaum bildet, wie im Thal von Melanes, die Masse des Waldes, aus welchem saftgrüne Gruppen von Maulbeerbäumen und Orangenwäldchen, Feigen- und Karubabäumen, Steineichen und Melien hervorragen; hier und da steigen hohe Pinien und Cypressen empor. Hecken von Rohr und Platanen, sowie mehrere schöne Buschgewächse bezeichnen den Lauf des Wassers, welches das Thal befruchtet. Das ist der Fluß und das Thal Potamias, eines der größten und fruchtbarsten Thäler auf Naxos.

Diese großen Thäler im Schos der Felsen, sowie die kleinern dergleichen, welche man Regmas nennt, durch lange schmale Vertiefungen zwischen Felsen gebildet, und

die fruchtbaren Ebenen, die sich von dem Fuß der Berge bis an das Meer erstrecken, diese Gartenparadiese, voneinander geschieden durch hohe, bald hügelige, bald zerklüftete Bergrücken, oft äußerst malerische und phantastische Felsengestalten an sich tragend, machen den Charakter der Natur von Naxos aus. Jedes Thal, jedes Regma hat seinen besondern Fluß und seine besondere Quelle, die dessen Lebensader sind. Die Flüsse und Quellen sind stets von Rosenlorber und andern schönen Wassergewächsen umsäumt, die ich bereits beschrieben habe. Die Dörfer liegen auf den Abhängen der Höhen. Fast jeder Abhang und jeder Hügel zeigt Terrassencultur, aber viele Terrassen sind gegenwärtig noch nicht angebaut. Jedes Dorf hat seine Kirche und zwei oder drei besser gebaute zweistöckige Wohngebäude. Kleine Bauergehöfte und auch einzelne Häuser sieht man oft in den Thalspalten, von Gärten mit Fruchtbäumen und Blumen umgeben. Nicht selten vernimmt man von dort den Klang einer Hirtenpfeife und erblickt einen Hirtenknaben, der einige Ziegen oder Schafe hütet.

Die Wege sind zuweilen äußerst beschwerlich, aber doch immer besser als auf den andern Inseln, die ich besucht habe. Oft stolpert man über Marmorblöcke, welche als Treppenstufen dienen sollen; aber außerdem sind die Wege eben und feinsandig wie in einem Garten. Die beständig wechselnden, aber stets malerischen Aussichten, welche sich zwischen den Bergen öffnen, machen neben der herrlichen frischen Luft von Naxos die Wanderung zu einem lebendigen Vergnügen. Man kann kaum eine Viertelstunde nach irgendwelcher Richtung hingehen, ohne einer großen Naturscene oder einer jener feinen Schönheitsadern zu begegnen, welche der Insel der Ariadne eigenthümlich sind.

Von den Ebenen habe ich blos die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Ebene von Engares gesehen, ungefähr eine Stunde Wegs von Melanes entfernt. Das ist eine

prachtvolle Ebene voll lauter Gärten bis hinab zum Meer, welches in seiner Schönheit zwischen den beiden Berghöhen hervorschimmert, die auf zwei Seiten das Thal begrenzen. Auch einige Palmen erheben sich hier aus der Masse der andern Bäume. Im übrigen sind die Palmen jetzt selten auf Naxos, weil ein großer Theil derselben in den Garten der Königin nach Athen gebracht worden ist.

Die Ebene von Engares ist gegenwärtig ebenso berühmt durch ihre Fieber und durch die daselbst herrschende Sterblichkeit, wie durch ihre Fruchtbarkeit. Vermögende Leute, welche früher dort gewohnt haben, sind von da weggezogen; schöne kostbar gebaute Landhäuser stehen leer. Eine Menge Rohr, welches jetzt auf der Ebene wächst, scheint anzudeuten, daß der Mangel an Eindeichung und Ableitung der Feuchtigkeit des Bodens die Ursache dieser Krankheiten ist. Im Dorfe Engares begegneten wir mehreren Personen, die erbärmlich aussahen, augenscheinlich vom Fieber verzehrt.

Dies hält jedoch Engares nicht ab, seine Feste zu haben, wie jedes Dorf und jedes Thal auf Naxos dergleichen hat. So wurde vor einigen Tagen ein großer Ball mit Sirto und Karsilama, mit Trommel und Pfeife zu Ehren der Santa-Anna, der Schutzheiligen des Dorfes — deshalb fand der Tanz auch vor der Kirche selbst statt — abgehalten. Ueberhaupt scheinen auf Naxos die Tanzlokale vor den Kirchen zu sein. Ein Maulbeer- oder Olivenbaum, von einer Bank umgeben, gewährt dabei Schatten und Ruheplätze. So ist es auch in unserm Dorfe. Doch wählt man für die Tänze bei Gelegenheit der Hochzeiten auch andere Plätze. Und nun führe ich dich, lieber Leser, zu einer

## Hochzeit.

Am vorgestrigen Abend verkündigten mehrere Schüsse und eine kleine Schar Volks, die unter der Anführung einer Trommel und einer Pfeife (einer Art von Clarinette)

von Dorf zu Dorf herumzog, daß in unserm Thal eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Diese Hochzeit sollte in einem Dorfe auf der andern Seite des Thals stattfinden, welches durch den Bach Fleurios in zwei Hälften getheilt wird. Gestern hörten wir vom frühesten Morgen bis zum späten Abend Trommeln und Pfeifen, dazwischen auch einzelne Schüsse von dort herüber, und sahen die Leute in das Hochzeithaus strömen, ein würfelförmiges Haus, dessen Eingang mit grünen Zweigen geschmückt war.

Gegen Abend gingen auch wir dahin. Auf einem offenen, von Bäumen beschatteten Platze fanden wir funfzig und etliche sowol junge als ältere Personen versammelt. Der Tanz begann unter Gesang mit Begleitung der Pfeife und Trommel in munterm Takt, aber wie gewöhnlich ohne irgendein Zeichen von Melodie. Die Braut tanzte im geschlossenen Kreise zugleich mit einer andern jungen Frau und zwei Männern in Pumphosen. Sie war ein Mädchen von zwanzig und etlichen Jahren und von angenehmem, gutmüthigem und klugem Aussehen. Ihr Gewand war von carrirtem bunten Seidenzeug; auf dem Kopfe trug sie das gewöhnliche athenische Tuch, mit dem Haar und mit einigen Blumen zusammengewunden; um den Hals hingen mehrere goldene Ketten. Der Bräutigam war jünger als die Braut, hatte ebenfalls ein vortheilhaftes Aeußere, war Arbeiter im Garten der Lazaristen und besaß, wie die Braut, ein kleines Fleckchen eigenen Grund und Boden. Keins von beiden war vermögend, aber sie besaßen eine Hütte, ein Herz und einen Garten; und mehr bedurften sie auf Naxos nicht, um ruhig und glücklich zu leben. Fast alle Personen der Hochzeitsgesellschaft waren von hübschem Aussehen und trugen saubere Gewänder. Die Männer hatten rothe oder weiße gestickte Fes, die Frauen sämmtlich den attischen Kopfschmuck. Dieser ist kleidsam oder unkleidsam, je nach der Art und Weise, wie er getragen wird. Er kann einem schönen, auf dem Kopfe ruhenden Schmetterling

mit ausgebreiteten Flügeln gleichen; er kann aber auch wie ein Bündel Lumpen aussehen. Eine und die andere Tänzerin war recht hübsch und zierlich; bei einer schwedischen Bauernhochzeit habe ich aber schönere Mädchen gesehen. Die Kinder bildeten den am wenigsten angenehmen Theil der Versammlung; sie waren schlecht gekleidet, sahen kränklich und boshaft aus, und waren stets in Bereitschaft zu schreien oder Prügel zu bekommen. Unter den herrlichen Gärten von Naxos fehlt augenscheinlich noch ein „Menschen aufziehender", d. h. ein Kindergarten in der deutschen Bedeutung dieses Worts.

Man nahm uns sehr freundlich und wohl auf, gab uns Stühle und gab sich Mühe, daß wir den Tanz gut sehen sollten.

Der Tanz wurde hier öfter von zwei als von mehreren Personen ausgeführt, am häufigsten von einem Mann und einer Frau. Er erinnerte mich sehr an die Tänze der Neger auf Cuba. Der Tanz drückt von seiten des Mannes unter allerlei Verbeugungen eine Bewerbung um seine Dame aus, die ihm ihrerseits ausweicht und sich mit niedergeschlagenen Augen und abweisenden Bewegungen mit dem Taschentuch auf einem Fleck herumdreht, augenscheinlich aber ohne die Absicht, sich vom Tanz zurückzuziehen. Dies wird zuweilen sehr lange fortgesetzt, und man sieht nicht recht ein, warum es aufhören soll. Es ist eine fortdauernde Variation eines und desselben und zwar nicht besonders reichen Themas. Hier endete es damit, daß die Tanzenden einander eine Verbeugung machten.

Fünf Männer in weißen Anzügen saßen auf der Erde und spielten Karte. Neben denselben stand ein bildschöner junger Mann, der sich auf seine Büchse stützte; ringsherum saßen im Kreise Männer, Frauen und Kinder, ein äußerst malerisches Bild aus dem Hirtenleben von Naxos. Auch romantische Episoden fehlen hier nicht. Oft stehen der Vereinigung zweier Liebender Hindernisse entgegen. Allein dann warten beide geduldig und bleiben ihrer Liebe treu,

bis die Hindernisse beseitigt sind. So hat ein junges Paar, welches in der Nähe der Villa Somariva wohnt, sieben Jahre gewartet, ehe es ihm gelungen ist, den Widerwillen der Aeltern gegen ihre Verbindung zu überwinden. Jetzt ist dieses Paar dafür um so glücklicher.

## Unser Dorf.

Unser Dorf im Thale Melanes, lieber Leser, darfst du dir nicht wie ein englisches oder amerikanisches Dorf denken, in welchem jedes Haus mit seinem Gehöft oder Garten zu beiden Seiten einiger breiten schnurgeraden Gassen abgesondert für sich gelegen ist. Es ist vielmehr eine unmittelbare Vereinigung von kleinen viereckigen kalkgetünchten Häusern in krummen, engen und unebenen Gassen, auf denen man vorwärts klettert, so gut man dies über Haufen von Schutt und Steinen und andern unnennbaren Dingen, zwischen Schweinen und Hühnern und schmuzigen Kindern, kann, hier und da an einem Pferd oder Esel vorüber, welche zwei Drittel des Weges versperren. Blickt man in die gewöhnlich weit offenstehende Thür eines Hauses, so sieht man kleine dunkle Zimmer, ausgezeichnet durch ihre Nacktheit und durch ihre Armuth an Hausgeräth. Ein Bett, ein Stuhl, ein irdener Krug, ein paar Teller, das ist gewöhnlich das gesammte Meublement. In einigen wohlhabenden Häusern findet man zwei Stühle und die übrigen Hausgeräthe in demselben Verhältniß vermehrt. Diese Wohnungen sind jedoch keineswegs unsauber; und wenn die Frauen, von ihren Kindern umgeben, abends vor ihrer Hausthür sitzen und Baumwolle (auch Baumwolle wird auf der Insel gebaut, aber nur zum eigenen Gebrauch) auf der Spindel spinnen, dann grüßen sie uns mit so fröhlichem Ausdruck und mit so freundlichen melodischen Stimmen — „Kalos Orisete!" („Willkommen!") oder „Ora Kalos!" („Gute Stunde!") — und mit andern schönen Begrüßungsworten, daß man sich zu glauben versucht fühlen möchte, daß die Wohnungen der Seligen

eben iu unserm Dorfe sich befinden. Nur die schmuzigen Kinder, die nichts weniger als freundlich sind, bilden einen lebendigen Protest gegen jede derartige Vorstellung und geben den Müttern und der Geistlichkeit in der Gegend kein gutes Zeugniß. Eine Schule gibt es in unserm Dorf oder in unserm Thal nicht. Auch können weder Kinder, noch ältere Leute hier selbst lesen. Merkwürdigerweise steht jedoch das sittliche Leben in diesem Thal, wie auf der ganzen Insel Naxos, keineswegs auf einem niedrigen Standpunkt. Diebstähle sind fast ohne Beispiel, in unserm Dorfe sind sämmtliche Hausthüren ohne Schloß und Riegel. Wahr ist allerdings, daß ein Dieb in den Häusern kaum etwas finden würde, was der Mühe des Stehlens werth wäre. Man könnte — so ist mir versichert worden — mit Taschen voller Geld zur Nachtzeit von einem Ende der Insel Naxos bis zum andern gehen, ohne das mindeste zu befürchten zu haben. Uneheliche Kinder sind so selten, daß man bei einer Bevölkerung von ungefähr elftausend Personen immer nur aller acht oder zehn Jahre eine einzige zählt. Die Bevölkerung scheint von Natur gutmüthig und arbeitsam zu sein. Die frommen Ueberlieferungen aus dem Leben und der Lehre des Christenthums scheinen neben der Schönheit des Klima und der Natur dem Herzen des Volks eine eigenthümliche Neigung zum Guten gegeben zu haben.

Mich rührt es oft, ihr Wohlwollen gegen Fremde, ihre Geneigtheit, Hülfe zu gewähren und Freude zu bereiten, hier zu beobachten. Oftmals auf meinen Wanderungen, wenn ich verlegen vor einem Bach gestanden habe, ist ein Landmann gekommen, hat mir eine Brücke von Steinen gemacht und mir seine Hand gegeben, um mir darüber zu helfen, und dies alles in der freundlichsten Weise. Und oftmals bin ich von einem jungen Mädchen mit perlenweißen Zähnen, oder von deren Papa in seiner weißen baumwollenen Mütze angerufen worden, zu ihnen zu kommen und mich in ihrem Garten umzusehen; und

dann haben sie mich mit Basilicum, Malven oder Früchten, je nach dem Vermögen des Gartens beschenkt. In den Gärten wachsen grüne Gemüse, Sonnenrosen, Obstbäume, Weinreben u. s. w. in paradiesischer Eintracht bunt durcheinander, während die Grenzen durch Rohrgewächse, Gebüsche oder steinerne Mauern gebildet werden. Hast du, lieber Leser, einen hiesigen Garten gesehen, so hast du sie alle gesehen, was ihre Beschaffenheit anlangt. Mehr als einmal hat ein junger Mann oder ein junges Frauenzimmer, denen ich begegnet bin, mir aus ihren Fruchtkörben ausgesuchte Feigen, Tomatoës oder auch Blumen gegeben, augenscheinlich nur um des Vergnügens willen, einem Fremden eine Freude zu machen; denn nie will jemand dafür etwas nehmen, und ich habe auf Naxos noch keinen Bettler gesehen.

Dagegen werden wir seit einiger Zeit häufig von Kranken besucht, welche am Fieber oder an einem andern Uebel leiden. Die Tropfen, Thees und sonstigen Arzneimittel, mit denen uns der gute Dr. Röser versehen hat und die wir an diejenigen ausgaben, denen sie nützlich sein zu können schienen, haben uns einen großen ärztlichen Ruf verschafft. Da wir unsere Arzneimittel gratis bekommen haben, so wollen wir sie auch unentgeltlich austheilen; allein das wollen die guten Leute nicht. Sie kommen mit Eiern, Früchten und grünen Gemüsen zu uns und wollen uns durchaus etwas für das geben, was sie empfangen haben. Die Inselbewohner von Naxos gehören wirklich zu dem Hirtenvolk der Idylle.

Die Hitze ist gegenwärtig sehr stark, und der Himmel hat eine Farbe von grauweißem Blau, sodaß er sich nur wenig von dem Marmorrücken von Paros unterscheidet. Nur nach dem Untergang der Sonne kommt einige Frische. Dann ergießt sich zugleich auch ein herrlicher Mondschein über die Gegend, und wir können, wenn wir wollen, die ganze Nacht hindurch unser Fenster offen halten; denn Mücken und andere schädliche Thiere gibt es hier nicht,

noch weniger Fieber. Die Cikaden singen Tag und Nacht ihr einförmiges Lied auf den Bäumen, und die Eule der Minerva läßt uns abends ihr eintöniges, zwischen abgemessenen Pausen herausgestoßenes „Ujuh! Ujuh!" hören. Fleurios murmelt leise, und die Hähne krähen mit ganz besonders melodischen Stimmen. Die Sonne scheint am Tage, der Mond des Nachts, dies alles steht im Einklang mit dem Stilleben des Thales. Aber ich bekenne, daß ich etwas darum geben würde, wenn irgendeinmal ein tüchtiges Gewitter mit Donner und Blitz, Sturm und Regen dieses Stilleben unterbräche. Dieser Sonnenschein, diese Hitze und dieser fortwährend helle Himmel ermüden Leib und Seele, wie eine Musik, die fortwährend in Dur und fortwährend in gleicher Stärke erklingt. Vogelgesang hört man hier nie.

---

Am 18. August.

Unser Kutter ist angekommen, und sobald der Nordwind, der seit beinahe einer Woche herrscht, sich gelegt haben wird, beabsichtigen wir nach Euböa abzureisen. Inzwischen will ich einige Scenen aus der Geschichte von Naxos mittheilen, zum größten Theil aus der allerliebsten Monographie des deutschen Philhellenen Professor E. Curtius geschöpft, die ich dir zu lesen empfehle, wenn du eine genußreiche Stunde haben willst.

Die Geschichte von Naxos erinnert mich an gewisse panoramische Reisebilder und Scenen, zwischen denen der Vorhang heruntergelassen wird. Dann wird alles auf eine Weile stumm und still. Dann erklingt die Musik, der Vorhang wird wieder aufgezogen, und wir erblicken ein neues Bild oder eine neue Scene derselben Reise, ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem vorhergegangenen.

Wenn der Vorhang zum ersten mal über der Geschichte unserer Insel aufgeht, erblicken wir blos chaotische Bilder aus einer Urzeit, in welcher das ganze Leben der Erde

einer Sage voller wunderbaren Verwandlungen gleicht. Titanen kämpfen mit Göttern um die Herrschergewalt, siegen bald, und werden bald besiegt. Vulkane steigen aus dem Aegeischen Meer empor, als ob sie von unterirdischen Gewalten heraufgeschleudert würden. Aber Götterhände fesseln die himmelstürmenden Titanen, die Vulkane erlöschen, die Inseln werden ruhig und bekleiden sich mit Schönheit. Dann kommt eine lange Regennacht, während welcher der Vorhang fällt.

Wenn er wieder aufgeht, glänzt ein neuer Morgen. Zitternd steigen aus der Tiefe die Töchter des Meeres herauf, als die schönsten unter denselben die Zwillingsinseln Paros und Naxos, so nahe beieinander, daß sie in früherer Zeit mit den gemeinsamen Namen „Paro-Naxia" belegt wurden. Und doch waren sie sehr verschiedenen Charakters. Paros, eine edle Marmorgestalt, ist reich an Häfen, während Naxos die gewaltigere Natur ist, begabt mit paradiesisch schönen Thälern, reichen Quellen und riesigen hohen Gebirgen.

Der folgende Aufzug zeigt uns einen neuen Schöpfungstag. Die Morgendämmerung der Geschichte geht über den Inseln des Aegeischen Meeres auf; die Dämmerung herrscht jedoch noch vor, und in unklaren Gestalten sehen wir seefahrende und seeräuberische Völker: Leleler, Karier und Phönizier, sich von Küste zu Küste jagen. Was eines dieser Völker erbaut, zerstört das andere; Raubsucht, Gewalt und Gesetzlosigkeit herrschen. Der Handel findet keinen friedlichen Hafen.

Aber auf Kreta wird Minos geboren, und mit der Herrschaft des Minos kommen weise Gesetze, Ordnung und Sicherheit. Dann kommt von Kreta die Tochter des Minos, Ariadne, über das Meer nach Naxos, um mit dem Gott Dionysos vermählt zu werden, der daselbst von der Nymphe Koronos erzogen worden war, um ein Wohlthäter der Menschheit zu werden. Die älteste griechische Kunst weiß nichts von der Ariadne, welche später

von athenienſiſchen Dichtern zu einer Ariadne abandonata gemacht worden iſt; ſie ſtellt die Tochter des Minos ſtets wandelnd oder in ſtiller Hoheit ruhend an der Seite ihres göttergeborenen, ſanftblickenden, mit Weinreben bekränzten Gatten dar. Bacchanten folgen ihnen unter Geſang und Tanz. Sie feiern die Vermählung des Erdenlebens und des Menſchenlebens, und der Vorhang fällt.

Der nächſte Aufzug zeigt uns das Volk von Attika, den lebendigen phantaſiereichen ioniſchen Stamm, ſich über die Inſeln und Ufer des Aegeiſchen Meeres wie über die Aſiens ausbreitend, ſeine eigenen Götter und das heilige Feuer vom Altar der Heſtia im Prytaneum des Mutterſtaates mit ſich bringend; denn dieſe Götter und dieſes Feuer müſſen jeden Ort heiligen und beglücken, an welchem die attiſchen Schiffe landen. Und wohin ſie kommen, da entſtehen blühende Handelsſtädte, da wird der Maulbeerbaum und die Olive gepflanzt, da erheben ſich ſchöne Marmortempel für die Gottheiten des Lichtes und der Bildung; denn wohl haben Zeus und Poſeidon ihre Heiligthümer auch auf dieſer Inſel, vor allen aber doch Apollo, Dionyſos und Minerva. Delos iſt als die Geburtsinſel Apollo's die heilige Inſel des griechiſchen Archipelagus geworden, und auch Naxos mußte Tribut an Delos zahlen. Aber Naxos wurde durch ſeinen Umfang, durch ſeine Schönheit und durch ſeinen Reichthum der politiſche Mittelpunkt der Inſeln, und der Tempel des Dionyſos auf deſſen Felſen ladet alle Völker ein, der Herrſchaft der friedlichen Cultur zu huldigen.

Mächtige Familien ſind auf der Inſel entſtanden, und die fleißige Bevölkerung, welche Landbau treibt, liebt einige derſelben, andere aber nicht. Einer der beliebteſten Herren heißt Teſtagoras, und die Bevölkerung bringt ihm freiwillig alles, was ſein Haushalt bedarf. Junge übermüthige Adeliche beneiden ihn darum und benehmen ſich unartig gegen ſeine Töchter. Es entſteht ein Kampf, bei welchem das Volk Partei gegen die Junkerpartei

nimmt. Die Magern — so nennt sich das Volk — werden endlich Herren über die Fetten oder die Herren, und wählen sich neue Herrscher, unter denen Naxos zur vornehmsten unter den Inseln des Aegeischen Meeres emporblüht. Sein Boden, in Terrassen bis zu den Spitzen seiner Berge hinauf angebaut, trägt Oliven, Feigen, Mandeln, Citronen, Orangen und andere edle Südfrüchte. Naxos steht oben an in Marmorarbeiten und Schiffbaukunst; seine Fahrzeuge verschiffen die Erzeugnisse der Cykladen nach den Küsten Asiens und Europas.

Aber nicht Naxos allein, auch der gesammte griechische Archipelagus gewährt in dieser Epoche einen heitern Anblick. Jede bewohnbare Insel desselben wird ein kleiner blühender Staat mit Tempel, Hauptstadt und Theater. Gesetzgeber, Dichter und Männer der Wissenschaft werden auf diesen Inseln geboren. Die Inseln bilden eine aus Gärten bestehende Brücke zwischen Morgenland und Abendland. Sie gehören alle zu demselben Bund. Man singt auf ihnen dieselben Lieder, verehrt dieselben Götter, gehorcht denselben Gesetzen, baut dieselben Gewächse, feiert dieselben Feste, und zwar auf ihnen allen — eine herrliche Periode der Blüte, die der Welt einen Schatz von edeln Kunstwerken und von unvergeßlichen Wohlthätern geschenkt hat.

Aber der Kampf der kleinen Könige und der Parteien stört die Eintracht und veranlaßt Krieg. Und der Krieg führt zuletzt fremde Herren auf die Inseln. Naxos kämpft lange tapfer gegen die Perser, muß aber endlich doch die Flagge streichen und sich der asiatischen Uebermacht unterwerfen.

Alexander der Große befreit Naxos von diesem Joch, und noch einmal sehen wir Naxos selbständig und schön als griechische Provinz zwischen Asien und Europa aufblühen. Aber neue wilde Kämpfe brechen zwischen den Großmächten aus. Und während des wilden Kampfgetümmels verschwindet Naxos mit seinen Schwesterinseln in dem stürmischen Meer der Geschichte. Jahrhunderte

gehen vorüber, ehe sie wieder auf den Schauplatz treten. Aber wie verändert ist dieser nun! Die Töchter des Meeres, die schönen, stolzen Cykladen, werden im Dogenpalast zu Venedig als Sklavinnen für jeden kühnen Ritter ausgeboten, der sie erobern will.

Der junge kühne Edelmann Marko Sanudo, einem alten venetianischen Geschlecht entsprossen, nimmt diese Aufforderung an, rüstet seine Schiffe aus und steuert gerade auf Naxos zu. Er landet in dem schönen Thal Potamia, und nach fünf Wochen ist Naxos in seiner Gewalt. Von Kaiser Heinrich IV. von Deutschland zum Herzog von Naxos und des Aegeischen Meeres — dessen größte Insel er ebenfalls erobert — ernannt, baut er Klöster und Kirchen, und regiert unumschränkt mit Hülfe der römisch-katholischen Kirche. Die fränkischen Herren werden fett auf dem reichen Boden; ihre Burgen hallen den Klang der Becher, muntere Bardenspiele und Gesänge wider. Ihre Tapferkeit erwirbt ihnen Achtung bei den Christen wie bei den Türken. Der Herzog Nicolo Sanudo kämpft im Jahre 1330 so tapfer gegen die Türken, daß deren Flotten während seiner Regierung nicht wagen, die Küsten Asiens zu verlassen.

Aber die Herzöge aus dem Geschlecht Sanudo leerten den Bacchusbecher dermaßen, daß sie darüber die ritterlichen Tugenden vergaßen. Sie waren fett geworden, indeß das Volk während ihrer Regierung immer magerer geworden war. Wie Parasiten saugten sie den schönen Boden aus, der sie nährte. Ein Theil der misvergnügten Magern unter dem Volk beklagte sich bei dem türkischen Sultan über den Druck der Herzöge und schilderte demselben zugleich die Schönheit und den Reichthum von Naxos. Soliman der Prächtige hörte mit Wohlbehagen darauf. Der dreißigste Herzog von Sanudo rief den Sultan um Hülfe gegen seine Unterthanen an und besiegelte dadurch sein Urtheil, wie er seine Unwürdigkeit durch Ausschweifungen aller Art bekundet hatte.

Soliman eignete sich Naxos zu und ernannte seinen Hofbankier, einen Juden, zum Herzog der Insel. Dieser letztere überließ seine Macht einem französischen Edelmann, Namens Coronello, der Naxos mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert haben soll. Doch unter der Herrschaft der Türkei vermag ein Staat nicht lange zu blühen. Unwissenheit und Willkür unterdrücken Freiheit und Bildung. Der Frieden wird zu einem Stillstand, währenddessen das Leben Moder ansetzt und der Mensch zur Pflanze oder zum Thier herabsinkt. Das Scepter der absoluten Herrschaft legt sich erdrückend über jedes freie allgemeine Leben. So geschah es auch auf Naxos und auf dessen Schwesterinseln, sowie in dem Mutterland ihrer Bildung, in Hellas. Ein schwerer undurchdringlicher Vorhang fällt für Jahrhunderte über ihr Leben herab.

Daß das heilige Feuer von dem Prytaneum der Vorfahren auch während dieser Zeit auf dem innersten Herd des Volkslebens fortgeglimmt hat, das beweist, auch auf Naxos, das treue Festhalten des Volks an seiner Religion und an seinen Sitten — so ungleich den Türken — und später die ehrenvolle Theilnahme der Inseln an dem griechischen Freiheitskampf. Auch auf den Inseln, auch auf Naxos, hatten die Gesänge Rhigas', die Thätigkeit Koraïs' und das Wirken der Hetäria einen neuen Schöpfungstag vorbereitet.

Dieser ist nun erschienen. Die Inseln haben Freiheit und Frieden unter dem Schutz einer milden Regierung empfangen. Die Kämpfe der Parteien beunruhigen sie nicht mehr. Große Familien unterdrücken nicht mehr die kleinen. Die fetten sind magerer, aber die magern sind dadurch nicht fetter geworden! Das ist unverkennbar. Wie ein langwieriger Fieberkranker sich langsam erholt, ohne Kraft noch, sich die Gaben des Lebens und der Natur zuzueignen, so kommt mir jetzt die Insel der Ariadne vor. Die Abgaben sind bedeutend, der arbeitenden Hände gibt es nur wenige, eine Menge schöner Besitzungen

liegen unangebaut, weil ihre Eigenthümer nicht im Stande sind, das theuere Tagelohn zu bezahlen, welches die Arbeiter fordern, und auch fordern können, da ihrer so wenige sind. „Wir befanden uns besser unter den Türken!“ sagt ein Theil dieser armen Herren.*)

Die Zeit, der Frieden und die Freiheit, bessere Communicationsmittel, die Maßregeln einer weisen Regierung zur Erleichterung der mit Steuern belasteten und verschuldeten Grundeigenthümer würden allmählich auf Naxos einen lebendigern und glücklichern Zustand herbeiführen können, und würden dies bald thun, wenn ein paar edle und vermögende Patrioten sich besonders für diese schöne Insel interessiren wollten.

Mir ist als sähe ich ein edles junges Paar — gleich der Ariadne und dem Dionysos — nach Naxos kommen, um dort seine Flitterwochen zu feiern und dann dazubleiben, wie jenes Götterpaar, angefeuert von dem göttlichen Trieb, wohlzuthun und glücklich zu machen. Ich sehe sie fleißige Hände zur Arbeit rufen und den Unternehmungsgeist aufmuntern; ich sehe die Gärten in neuer Kraft emporblühen, und die Terrassen bis zu den Spitzen der Berge hinauf reiche Ernten tragen; ich sehe, wie die Kinder gepflegt, gereinigt und unterrichtet werden; ich höre das Evangelium in den Kirchen verkündigt und in den Häusern gelesen werden; ich sehe die schönen naxischen Fahrzeuge aus einem neuen guten Hafen von Naxia auslaufen und die schönen Früchte und vielfältigen Erzeugnisse des Landes nach dem Morgenland und Abendland führen; ich sehe von da allwöchentlich große Dampfschiffe die geistigen Producte der Cultur nach Naxos zurückbringen,

*) Für die Gartenarbeit eines Tages muß einem Mann ein Lohn von 2—3 Drachmen bezahlt werden. Der Ertrag der Früchte gibt keinen Ersatz für dieses theuere Arbeitslohn, zu welchem noch die Abgaben an die Regierung kommen. Darum verwildern die Olivenwälder. Frühere fruchtbare Hügel liegen brach.

ohne welche das Leben, auch auf Naxos, einer Wassersuppe ohne Wein gleicht; ich höre durch Trommeln und Pfeifen immer zahlreichere Hochzeiten verkündigen; ich sehe das Alltagsleben so emporblühen, wie es nur in einer so schönen Natur und unter so guten Menschen emporblühen kann, und sehe die Insel Naxos werden, wie Herodot sie einst prophetisch nannte, „die seligste der Inseln". Und dann fällt der Vorhang nicht wieder, nicht eher als beim Weltgericht!

---

Melanes, am 20. August.

Während dieser letzten Tage hat sich der Sturm zu einem wahren Orkan gesteigert. Die Windstöße glichen dem Krachen des Donners. Nur Abends, gleich nach dem Untergang der Sonne, legte sich der Wind für einige Stunden, aber nur um zur Mitternachtszeit wieder auszubrechen. Heute scheint sich das Wetter einigermaßen zu beruhigen. Manche kleine muthige Kaike und Inselsmacke soll während dieser stürmische Tage bei dem Versuch, Ladungen von Melonen und andern Früchten nach Syra zu bringen, verunglückt sein. Die Windstöße sind so gewaltig und kommen so plötzlich, daß auch die schnellsten Manöver nicht immer im Stande sind, die Segel zu bergen.

Unterdessen dauern die Festlichkeiten mit Trommeln und Pfeifen auf Naxos fort. Am vergangenen Sonntag wurde in Melanes Mariä Himmelfahrt begangen. Myrtenzweige waren in und vor der Kirche gestreut. Ein alter achtzigjähriger Priester las die Messe erbärmlich. Ich fragte zwei oder drei von den in der Kirche Anwesenden nach dem Inhalt seines Vortrags. Aber niemand konnte mir denselben sagen. Einer glaubte, er bedeute dies, ein anderer dachte, er bedeute das. Die Wahrheit bestand darin, daß niemand auch nur im geringsten Acht darauf hatte. Man bekreuzt sich über Stirn und Brust, seufzt

Kyrie Eleïson, sieht sich nach seinen Nachbarn um, beschäftigt sich mit den Kindern, reicht diesen die Brust oder ertheilt ihnen eine Züchtigung u. s. w.

Nach Beendigung der Messe zogen die Priester mit ein paar Standarten und Fahnen, begleitet von den in der Kirche Versammelten, um das Dorf und über die höchsten Anhöhen des Thals auf dieser Seite. Von den letztern hat man eine wunderschöne Ansicht von Paros und der Meerenge; und die bunte Procession, besonders von dem Kopfschmuck der Frauen schimmernd, der wie Schmetterlingsflügel flattert, erglänzte heiter auf den Höhen und auf dem Wege zwischen den grünen Bäumen.

Gleich nach Mittag begann der Tanz mit dem gewöhnlichen Accompagnement vor der Kirche. Die Tänze glichen denselben, die ich bei Gelegenheit des Hochzeitfestes bereits beschrieben habe. An diesem Abend waren die drei vornehmsten fränkischen Familien des Dorfes, Frankopolo, Barroz und Somariva, bei dem Tanz gegenwärtig, ohne jedoch am Tanze theilzunehmen, sondern nur als Zuschauer. Jede dieser Familien hatte eine junge reizende Tochter mit sich, und jede der letztern „Schönen" hatte ihren Seladon. Der Tanz dauerte bis in die Nacht.

Eine der letztgenannten Familien bewohnt den Thurm oberhalb unsers Dorfs, den ich schon erwähnt habe. Dieser besteht aus einem großen, sehr großen, steingepflasterten Saal und ein paar kleinen Zimmern. Das Aussehen des Saals zeugt deutlich davon, daß derselbe früher ein Versammlungs- und Festsaal der fränkischen Ritter gewesen ist. Und das hat er auch nicht aufgehört zu sein; denn häufig, abends spät und bis tief in die Nacht, hören wir von dort muntere französische Gesänge, die wie Reminiscenzen aus der Zeit der Troubadours klingen, was sie wol auch sind.

Zwei- oder dreimal wöchentlich hören wir von einer neuen Verlobung, oder hören mit Trommeln und Pfeifen eine neue Hochzeit verkündigen. Aber auch andere Töne

als die der Freude vernehmen wir in unserm Thal, und gerade in diesen Tagen erklang dasselbe von herzzerreißendem Jammergeschrei. Es war eine Mutter, die den Verlust ihres Sohnes beklagte und, nach der Sitte des Landes, ihrem Schmerz dann und wann in wilden schneidenden Klaggeschrei Luft machte.

Und nun lebe wohl, du schönes Melanes, du schönes Naxos mit deinen Thälern und Quellen! Wahrscheinlich werden wir morgen abreisen können. Wenn sich der Wind nicht gelegt hätte, so hätten wir hier bleiben können, wer weiß, wie lange; wenigstens solange als es dem Meltemm, dem eigensinnigsten aller Nordwinde, fortzublasen beliebt hätte. Früher sind allmonatlich einmal Dampfboote zwischen dem Piräus und Naxos gegangen; allein seit einigen Jahren sind die Besuche derselben immer seltener geworden; und in diesem Jahre hat Athen — die Stadt des Theseus — Naxos in derselben Weise behandelt, wie früher Theseus die Ariadne behandelt haben soll. Aber keine Insel verdient es weniger, so verlassen zu werden.

Da ich indessen so sehr viel von den Lichtseiten von Naxos gesagt habe, so fordert die Gerechtigkeit auch, daß ich etwas von dessen Schattenseite sage. Diese ist dem Leben auf allen Inseln eigenthümlich, die isolirt von der Bewegung der Welt sind und der Verbindungen mit dem höher entwickelten öffentlichen Leben entbehren. Die drei schönsten Inseln, die ich gesehen habe, Cuba, Sicilien und Naxos, leiden sämmtlich an diesem Mangel; Naxos aber in weit höherm Grade als die übrigen. Auf der ebengenannten westindischen Insel, die ein Theil der Neuen Welt ist, ist das Naturleben so üppig, so mannichfaltig und so herrlich in seinen Bildungen, daß man dort bei einem Aufenthalt von der Dauer mehrerer Monate nicht dazu gelangt, von der Armuth und Erschlaffung des geistigen und intelligenten Lebens niedergedrückt zu werden; aber der Zustand der Bewohner zeugt genugsam davon.

Sicilien hat in seinen Städten ein Mammensleben und Kunstschätze, welche die Langeweile verbannen, wenigstens für diejenigen, welche sich damit begnügen; es hat aber auch außerdem noch Naturgegenstände von mächtig belebendem Charakter, den Aetna und das Meer. Naxos ist unschuldiger und stiller, wie eine Idylle neben einer alten Göttersage. Die einzige Gefahr, welche hier dem Leben der Bewohner wie der Fremdlinge droht, ist die Langeweile. Der Mangel an Leben und Bewegung, so in der Natur wie im geselligen Leben, übt eine einschläfernde betäubende Wirkung. Darum: wenn du nicht genügende Gesellschaft an dir allein und an deiner Arbeit findest, oder wenn du nicht einen besondern Zweck hast, für den du lebst; wenn du, um frisch zu leben, Neuigkeiten, Zeitungen, Umgang mit gebildeter Gesellschaft, Verbindung mit deren Fragen und Vergnügungen, mit der großen Welt und deren Bewegungen bedarfst, dann komm in jedem Falle hierher, du wirst es nie bereuen; aber halte dich nicht länger hier auf als höchstens einen Monat.

---

Naxos, am 23. August.

Wir gleichen gegenwärtig gewissen Besuchen, die wiederholt und immer wieder Adieu sagen, demungeachtet aber an der Thüre stehen bleiben und noch lange fortfahren sich zu unterhalten. Werde diesmal nicht misvergnügt darüber, lieber Leser. Denn diese abermalige Verzögerung hat mir Gelegenheit gegeben, das wegen seiner Schönheit und wegen seines Umfangs berühmteste Thal von Naxos, das Thal Drymalia, zu sehen und dir zu beschreiben.

Dieses Thal liegt ungefähr in der Mitte der Insel, am Fuße des Zeusberges, der seine pyramidalische Spitze, über der geheimnißvollen Grotte des Berges ruhend, hoch erhebt. Das Thal gleicht, wie das Thal Potamia, einem weiten Waldbassin in der Umarmung eines Berges; aber

diese Umarmung hat hier einen weit größern Umkreis, und innerhalb derselben erheben sich verschiedene Felsenpartien und Hügel, welche schöne weißleuchtende Ortschaften und Kirchen tragen. Die Hauptstadt von Naxos, Kalchis, liegt in diesem Thal, allein so versteckt durch einen üppigen Olivenwald, daß man von den Höhen rings um das Thal die Stadt nicht sieht. Nur einige Burgen mit mittelalterlichem Charakter erheben ihre weißen Thürme und Zinnen über den Laubkronen des Waldes.

Das Thal Drymalia hat ungefähr tausend Bewohner, die infolge der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des Bodens sämmtlich wohlhabend sind. Die Dörfer Damariola, Morizea u. a. haben außerdem noch ihre besondere Industrie. In einem dieser Dörfer werden rothbraune thönerne Gefäße gefertigt, die in Menge nach Naxia und von da an mehrere Orte außerhalb der Insel gebracht werden. Die beiden Dörfer Philotis (die Freunde), auf einer Terrasse am Fuße des Zeusberges gelegen und nur durch eine grünende Regma voneinander getrennt — „gerade weit entfernt genug, um aufeinander schießen zu können", wie Kyrios Somariva bemerkte —, bereiten die besten Käse und halten die reichsten Heerden auf Naxos. Hinter diesen beiden Dörfern mit bräunlichgrauen Häusern und von wenig freundlichem Aussehen erhebt sich ein Bergrücken, und eine kleine weiße Kirche zeigt den Weg nach dem Ararantheusthal an, dessen Wein besser als seine Bevölkerung sein soll. Weiter entfernt sind die berühmten Smirgelbrüche, welche Naxos eigenthümlich und eine Quelle bedeutender Einkünfte für die Insel sind.

In einem der zahlreichen Marmorbrüche von Drymalia war man in voller Arbeit, Thür- und Fenstersäulen, Treppenstufen u. s. w. für neue Gebäude in der kleinen Hauptstadt zu behauen. Als wir daselbst angekommen waren, setzten wir uns unter die schattigen Bäume vor einem Kaffehaus am Markt und erfrischten uns mit Lucumi und kaltem Quellwasser, während wir unsern

Besuch in einer der nahegelegenen Burgen ankündigen ließen. In dem Kaffehaus saß n Herren, die mit Fustanellen bekleidet waren, rauchten Nargilehs und spielten Karte.

In der Burg, einem stattlichen und wohlerhaltenen mittelalterlichen Gebäude, wurden wir von einer Frau in altmodischer Kleidung, der Witwe des Senators Marko Polito, mit Herzlichkeit empfangen. Sie hatte das Aeußere und das Benehmen einer Regentin, aber ihre erblindeten Augen weinten, als sie sich in der lauten Weise eines Kindes über den Verlust ihres Gesichts und damit zugleich der Thätigkeit und Freude ihres ganzen Lebens beklagte. Denn sie war es gewesen, welche die Besitzung bewirthschaftet hatte, während der Senator, ihr Ehemann, auf seinem Sofa gesessen und sich mit seiner Pfeife und mit der Politik beschäftigt hatte. Ihre Adoptivtochter hatte sie mit einem jungen Spartaner verheirathet, und dieses junge Ehepaar, das hier mit ihr zusammen lebte, bewirthschaftete nun das Gut. Die blassen Gesichter dieses jungen Paares und ihres kleinen Kindes bewiesen, daß sie sämmtlich an dem hier grassirenden Fieber litten.

Von dem Oberstock des Hauses, welches unbewohnt war, hatte man nach allen Seiten hin eine vortreffliche Aussicht über das Thal und über dessen in sonderbaren Gestaltungen von Hörnern und Kegeln aufsteigende Felsen. Am höchsten erhebt sich der Zeusberg mit seiner dreitausend Fuß hohen Spitze, die, von dieser Seite ausgesehen, gleich einer Pyramide vom Rücken des Berges emporsteigt. Gerade am Fuß dieser Spitze oder an der Stelle, auf welcher die Spitze in die Höhe steigt, befindet sich eine Senkung in dem Berge, und auf dieser Seite ist der Eingang zu der großen Grotte, die neben der des Idaberges auf Kreta Anspruch darauf hat, der Geburtsort und die Wiege des griechischen Jupiter zu sein. Reisende, welche dieselbe besucht haben, haben darin die Ueberreste einer griechischen Kirche — vermuthlich auf dem Platze

eines verfallenen Tempels des Zeus — und weiter hinein großartige Stalaktitenbildungen gesehen. Aber noch niemand hat den Umfang der Grotte erforscht.

Von der höchsten ersteigbaren Spitze des Zeusberges kann man zweiundzwanzig naheliegende Inseln zählen. Alljährlich einmal pflegen die Priester von Naxos dort hinaufzuziehen, um in der Kirchengrotte geweihte Kerzen anzuzünden, zu räuchern und Messe zu lesen.

In der Burg lud man uns ein, einige Tage dazubleiben und unsern Aufenthalt im obern Stock zu nehmen, „wo König Othon gewohnt hatte"; ich hegte den aufrichtigsten Wunsch, daß die Zeit und unser Kutter uns dies gestatten möchten. Aber gerade an diesem Tage hatte sich der Sturm gelegt, und wir mußten dessen günstige Stimmung, die schwerlich von langer Dauer sein konnte, gehörig benutzen.

Nachdem wir hier mit der gewöhnlichen griechischen Gastfreundlichkeit bewirthet worden waren, begaben wir uns, durch einen Olivenwald wandernd, in ein anderes Haus dieses Thals, eine halbe Stunde Wegs von der Burg entfernt und von weit anspruchsloserm Charakter, aber nicht weniger reich an dem Guten des Lebens, ja vielleicht noch reicher; denn das junge Ehepaar, das in diesem Hause wohnt, und die beiden reizenden kleinen Mädchen desselben erfreuten sich einer guten Gesundheit und schienen vollkommen glücklich zu sein, obwol auch ihre Gesichtsfarbe mir Zeugniß davon abzulegen schien, daß die Luft des Thals nicht gesund ist. Die beiden jungen Eheleute Somariva bewirtheten uns in der herzlichsten und freigebigsten Weise. Es wollte gar kein Ende mit Tractiren nehmen. Und was für köstliche Früchte! Trauben, Feigen, Pflaumen, Mandeln von der schönsten denkbaren Art. Die beiden kleinen Mädchen bedienten uns wie zwei kleine lichte Elfen und trugen uns fortwährend neue Früchte des Lichtes und dieses schönen Bodens zu. Von der Piazza des Hauses genossen wir den Anblick des Sonnen-

untergangs über dem Thale. Das Thal gleicht einem großen Treibhaus. Ich würde mich darin nicht wohlbefinden.

Bei dem Licht des aufgehenden Mondes wanderten wir auf einem der allerschlechtesten Wege der Insel länger als zwei Stunden nach Melanes zurück. Auf diesem Wege bekam ich auch einige neue Punkte der Gegend zu sehen, darunter auch das sogenannte Thal der Dämmerung, so genannt, weil die hohen Berge, die es umschließen, der Sonne kaum gestatten, einen Blick hineinzuwerfen. Das Thal sah auch äußerst melancholisch aus. Unterhaltender noch als die Naturgegenstände waren mir die äußerst charakteristischen Erzählungen meines Wirths über mehrere Vorfälle und Gespenstergeschichten auf der Insel, sowie auch manche Mittheilungen aus seinem eigenen trauernden Vaterherzen. Beides ließ mich wahrnehmen, wie wenig die Geistlichen und ihre religiöse Bildung auf Naxos dem religiösen Bedürfniß der Bevölkerung entsprechen.

Und nun zum letzten mal Lebewohl, idyllisches Naxos, schönes Melanes! Eine Botschaft von dem Kutter fordert uns zur Eile auf. Eine kolossale Marmorbildsäule des Apollo, welche unvollendet an der nördlichen Küste der Insel liegt, habe ich nicht zu sehen bekommen; aber ich tröste mich darüber. Als eine Frucht, und vielleicht nicht die schlechteste von dem Sommerleben dieser Wochen, will ich das letztere mit folgender Betrachtung abschließen:

Weder paradiesische Früchte, noch Ruhe in paradiesisch schönen Thälern unter einem fortwährend wolkenfreien Himmel, noch ein Leben voller ununterbrochener Genüsse vermögen die menschliche Seele auf längere Zeit zu befriedigen oder glücklich zu machen. Dies vermag allein eine tägliche Arbeit, welche die Kräfte der Seele zu einem guten Zweck entwickelt, die besten Stunden des Tages ausfüllt und den übrigen Stunden den Reiz der Ruhe oder der Erholung verleiht. Nein, nun lebe wohl im Ernst für immer! Adieu, Melanes, Adieu!

Santa-Maria, Rhede von Paros, am 27. August.

— „Sancta Maria, ora pro nobis!“ — würde ich seufzen, wenn ich eine Katholikin wäre. Denn hier liegen wir nun, fast schiffbrüchig, auf einem nackten unwirthlichen Vorgebirge von Paros, woselbst eine elende verräucherte Kapelle unser einziger Schutz gegen den Nordwind ist, der uns so wild wie jemals umheult. Der Wind zeigte sich noch vorgestern Abend sehr vielversprechend, d. h. er legte sich gänzlich. Aber mit dem Morgengrauen war er wieder da, wehte aus Nordwest und regte die Wogen auf, sodaß wir, nachdem wir mehrere Stunden mit den schäumenden Najaden gekämpft hatten, Schutz auf der Rhede von Paros, in dem kleinen Hafen Santa-Maria, suchen mußten, woselbst der Leon nun unruhig auf- und niederwogt. Brisseis führte uns glücklich ans Land zwischen hervorspringende Felsenblöcke.

Die zerfallene Kapelle am Ufer wird zur Wohnung für uns eingerichtet. Unsere wackern Matrosen schneiden auf meine Veranlassung eine Menge Zweige und Aeste von den niedrigen Terebinthenbüschen ab, die auch hier den magern sandigen Boden zieren; mit diesen Zweigen werden alle Oeffnungen und Risse in den Mauern der Kapelle zugestopft, mit diesen Zweigen wird der nackte Fußboden bedeckt, dann wird ein Segel darüber gebreitet und darauf ein großer behauener Stein als Tisch in die Mitte der Kapelle gesetzt, während wir uns an den Wänden aus Mantelsäcken, Kissen und Shawls einen Divan machen. Das sieht gar nicht ungemüthlich aus. Am Abend wird eine kleine Laterne von Marienglas angezündet und an einer Mauer der Kapelle befestigt. Draußen leuchtet der Mond in seinem ersten Viertel. Außerhalb der Kapelle, jedoch unter deren Schutz, machen wir Feuer an, kochen Theewasser und sammeln uns dann mit unserm Kapitän und dem Grammatevs zu einem heitern Abendessen um unsern improvisirten Tisch. So kommt die Nacht. Mit gezogenen Säbeln und Büchsen

bewaffnet, halten zwei von unsern Matrosen die ganze Nacht hindurch Wacht, um unsere Nachtruhe zu schützen; denn die Kapelle hat keine Thür, auch nur zwei ganze und zwei drittel Wände sammt einem gewölbten Dach darüber.

So ging es die ersten vierundzwanzig Stunden, und so ist es nun seit drei Tagen gegangen.

---

Santa-Maria, am 30. August.

Sturm, Sturm, Sturm! Wir fangen an einigermaßen verstimmt im Gemüth zu werden und uns die Frage vorzulegen: — „Wann und wie wird das endigen?" Der Kapitän hat darauf keine andere Antwort, als: — „Veggiamo!" und „Pazienza!" — Und der Pazienza bedarf man allerdings. Der heftige Wind vertreibt jede Lust zu Ausflügen. Außerdem ist diese Gegend von Paros fürchterlich kahl und unfruchtbar, eine wahre Wüste, in welcher nur niedrige, stachelige Gebüsche und ein bischen Thymian wachsen. Unsere wackern Matrosen gehen jeden Tag in die kleine Stadt Nausa, auf der andern Seite der Insel, eine gute Stunde Wegs von hier entfernt, um uns Lebensmittel und frisches Wasser zu holen. Wir würden sonst hier umkommen. Und vielleicht hätten wir in der verfallenen Kapelle der Santa-Maria einen Besuch von Räubern während der Nacht zu erwarten, wenn nicht der Grammatevs und die Matrosen bei ihrer bewaffneten Nachtwache, wobei sie einander ablösen, so treu aushielten.

Lieber Leser, bist du wol jemals darauf gekommen, daran zu denken, daß Matrosen auch Menschen, d. h. selbständige persönliche Geister sind, ebenso gut wie der König und wie du? — Ich gestehe, daß ich erst in diesen Tagen darauf gekommen bin, recht ernsthaft darüber nachzudenken, und zwar deshalb, weil ich gerade jetzt Gelegenheit gehabt habe, auf die Bemannung unsers Kutters und auf die sehr ausgeprägte Individualiät, welche jedes einzelne Glied

derselben auszeichnet, mehr als früher Acht zu haben. Es ist nicht einer unter ihnen, der nicht seinen besondern Charakter hat: von dem jungen Stammatino an bis zu dem ältesten unter den Matrosen, Nikolaki, dem Vertrauensmann an Bord und außerdem einem vortrefflichen Koch. Da ist ferner der dienstfertige gutmüthige Jani — unsere Kammerjungfer Nr. 2 an Bord —, der hübsche Spiro, der Fromme unter den Matrosen, der häufig die andern um sich versammelt, während er mit großer Emphase eine erbauliche Legende laut vorliest; da ist endlich einer, der fröhlich und gemüthlich wie ein gutes Kind ist, da ein anderer, der seinen Kopf für sich hat. Aber alle zeichnen sich durch Pflichtgefühl wie durch feines Ehrgefühl aus; alle wetteifern an Dienstfertigkeit gegen uns und sind unter sich stets freundlich, bei guter Laune und exemplarisch gehorsam gegen ihren etwas barschen, aber vortrefflichen Kapitän, der sie in tüchtigem Respect zu erhalten weiß, während er sich selbst zuweilen einen kleinen Exceß in Worten mit dem Steuermann des Kutters gestattet, einem ältlichen Mann und dem am wenigsten angenehmen unter der Besatzung, obwol stets artig gegen die Damen. Und unser Grammatevs ist wie ein junger Ritter sans peur et sans reproche. In Summa: der Leon mit seiner Bemannung ist eine Perle unter den Lustjachten.

Frau Hansen und Fräulein M**, die das Schaukeln des Kutters nicht vertragen können, wohnen in der Kapelle; ich, die ich dieses Schaukeln gern habe, wohne an Bord, woselbst ich lese, schreibe, zeichne und die Mittagsmahlzeit überwache, welche Frances und Nikolaki zubereiten. Niemand kann einen bessern Pillaff von Hammelfleisch, Reis, Tomatoës und Koloquidien zubereiten als der letztere. Brissеis führt mich und den Kapitän von dem Kutter an den Strand und von dem Strand an den Kutter, gewiß sechs bis acht mal täglich. Jetzt ist unser Thee alle geworden, der letzte Thee, den wir zum Abschied bekommen

haben von unserm vortrefflichen Freund und Wirth auf Naxos, dem Doctor Damiralis, dessen gastfreundliche Wohnung wir von dem Hafen Santa=Maria aus, den grimmigen Wogen, die zwischen uns dahinrollen, gerade gegenüber, sehr gut unterscheiden können. Wir haben unsere Zuflucht zu dem Lindenblütenthee in unserer Reiseapotheke nehmen müssen. Mit einer Beimischung von Minze schmeckt dieser Thee nicht so übel, aber er bringt eine niederdrückende, anstatt einer belebenden Wirkung hervor. Niemand von uns befindet sich so recht wohl, niemand ist bei recht guter Laune, als die Matrosen. Unser einziges Vergnügen besteht in dem Auffammeln kleiner hübscher Muscheln, die einem zusammengerollten Blatt gleichen, von einem gemalten Kranz in Sepiafarbe umgeben. Diese Muscheln finden sich in großer Menge im Sande auf der nördlichen Seite unserer Uferspitze. Wie das kleine Geschöpf heißt, das seine Wohnung so schön anmalt, bevor es dieselbe verläßt, weiß ich ebenso wenig, wie von seiner Lebensweise. Hat es blos gelebt, um von andern Thieren verzehrt zu werden? — Doch nun soll es uns zu einigen schönen Armbändern verhelfen.

Immer derselbe Wind, derselbe Sturm, und noch immer keine Aussicht auf eine Veränderung, außer vielleicht wenn der Mond voll wird. Das Meer bleibt beständig gleich dunkel, der Himmel beständig gleich hell. An jedem Morgen geht die Sonne in voller Schönheit über Naxos auf, sowie an jedem Abend der Mond, um dann in voller Pracht hinter der Schwesterinsel unterzugehen. Aber niemand unter uns hat Sinn für diese Schönheit. Wir alle sehnen uns herzlich von Santa=Maria weg. Frau Hansen hat Anfälle von Wechselfieber, und ich habe ein heimliches Fieber der Ungeduld über die Länge dieser Station.

# Vierzigste Station.

Befreiung. Piräus. Erinnerung an die französische Occupation. Das Grab des Themistokles. Bedürfniß einer Eisenbahn. Paros und dessen Löwen. Trözen und dessen Orangenwälder. Weinlese. Eine griechische Hausmutter. Mitgift der Mädchen von Paros. Wieder in Athen. Politische Aufregung. Syrische Flüchtlinge. Die große Idee der Griechen. Eine noch größere. In meiner Wohnung. Abermaliger Ausflug.

Sechs Tage und sechs Nächte haben wir bei Santa-Maria gelegen, von widrigem Wind und Sturm zurückgehalten. Dann wurde der Mond voll und der Wind legte sich. Da kam ein wunderschöner Abend, an dem die Sonne nach ihrem Untergang hinter den Marmorbergen von Paros ein Diadem von strahlenden prismatischen Farben über Naxos wölbte, während der Vollmond zwischen den Bergen Zeus und Koronos emporstieg, immer höher und strahlender emporstieg, gleich einem himmlischen Auge über dieser schönen Insel, und die Wellen des Meeres sich in seinem Licht glänzend und heiter zur Ruhe legten und alles still ward. In dieser Nacht gingen wir unter Segel, eine Stunde nach Mitternacht, und kamen glücklich aus der Meerenge, die uns solange gefangen gehalten hatte.

Aber draußen auf dem Meer gingen die Wellen noch hoch, und der Wind war noch immer heftig, obwol er uns nicht ganz entgegen war. Unsere Fahrt war nur

wenig angenehm. Das Vergnügen, mit günstigem und gehörig starkem Wind zu segeln, kann nur mit der Widerwärtigkeit verglichen werden, bei ungünstigem Wind und hoher See segeln zu müssen. Um die Mittagszeit des 2. September mußten wir lange laviren, um nach dem Hafen von Syra hinaufzukommen. Der Wind war frisch, das Segeln ging gut, der Kapitän Revivi selbst stand in der allerbesten Laune am Steuerruder, das Meer glänzte und rauschte heiter, nach allen Richtungen hin sah man Segel. Hermopolis mit seinen Massen von weißen, gelben, blauen und grünen Häusern auf den Gipfeln der Felsen leuchtete blendend im Glanz der Mittagssonne. Immer kürzer wurde das Laviren, und um drei Uhr nachmittags flogen wir mit vollen Segeln in den schönen Hafen mitten unter Dampfschiffe und Segelschiffe von allen Enden der Welt. Da war jetzt alles voll Leben. Auch der österreichische Dampfer Schildt lag daselbst und sollte in zwei Tagen nach dem Piräus abgehen. Wir beschlossen, auf demselben weiterzureisen. Wir hatten nun genug von der stürmischen Fahrt auf unserm Kutter. Und nach einem recht freundlichen Abschied von diesem, von seinem guten Befehlshaber und von der Mannschaft gingen wir an Bord des Schildt.

Nicht ohne Vergnügen sahen wir uns auf diesem großen Fahrzeug, das dem Sturm ganz andere Kräfte entgegenzusetzen hatte als der Leon, und hatten Grund genug, dasselbe während unserer nächtlichen Fahrt nach dem Piräus zu rühmen. Der Mond ging blutigroth auf. Unbeschreiblich schön waren die Farben am Himmel und auf dem Meer während der Morgendämmerung, während das Mondlicht und die Morgenröthe, Selene und Eos, um die Herrschaft kämpften. Gerade da warfen wir die Anker im Hafen Piräus aus, der glatt wie ein Spiegel war, während draußen das Meer düster brauste.

Eine freundliche Empfehlung vom Consul Hahn in Syra hatte mir die Bekanntschaft des Befehlshabers auf

dem Schildt, und von seiten dieses jungen Mannes und seines ersten Lieutenants den wohlwollendsten Beistand beim Landen, sowie verschiedene andere Gefälligkeiten verschafft. Unsere kleine Gesellschaft sollte sich nämlich hier auf einige Zeit trennen, und während Frau Hansen mit ihrem Haushalt nach Athen und Fräulein M** ins Arsakion zurückkehrt, sollte ich in Piräus bleiben, um nach einigen Tagen von da nach Paros zu reisen, wohin ich schon seit längerer Zeit von einem jungen griechisch-deutschen Paar eingeladen worden war.

Ich wohne hier in einem freundlichen deutschen Hause und bin erfreut, nähere Bekanntschaft mit dem Piräusbade und andern Merkwürdigkeiten zu machen, zu denen auch die Promenaden um den Hafen mit ihren Aussichten und mit der Beleuchtung an den Morgen und Abenden gehören.

Die Promenaden und mehrere andere schöne Anlagen hat Piräus jenen Zeiten der Erniedrigung zu danken, als die französische und englische Occupation den Bewegungen Griechenlands Fesseln anlegte — in den Jahren 1855 und 1856 — und es hinderte, mit Rußland gemeinsame Sache gegen die Türkei durch die Befreiung der Griechen in Thessalien und Epirus zu machen. Das kleine Griechenland mußte seinen großen Zuchtmeistern gehorchen und sich hübsch neutral halten. Die französische Militärmacht war damals in Piräus einquartiert.

Damals war der Piräus noch ein sehr stürmischer Hafen, dessen Hafenstraße während der Hälfte des Jahres unter Wasser stand, während Schmuz und Fieber unter seiner Bevölkerung grassirten. Die Stadt hatte keinen einzigen grünen Platz oder Garten, wo die Kinder spielen oder lustwandeln konnten, und gerade vor dem Hafen lag ein großes altes Gebäude oder eine Baracke aus der Zeit der Türken, in welchem eine Menge elendes Gesindel seine Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Aber diese Baracke konnte von der städtischen Verwaltungsbehörde

nicht abgebrochen werden, wenn nicht zuvor mehrere Processe gegen die verschiedenen Eigenthümer durchgeführt und entschieden waren, wozu durchaus keine Aussicht vorhanden zu sein schien. Der commandirende General der französischen Occupationstruppen hatte Zeit genug, sich in Piräus umzusehen, und nachdem er sich ordentlich umgesehen hatte, begann er mit einer Operation, welche die durch den türkischen Schlendrian eingeschläferten Bewohner von Piräus sehr überraschte. Er ließ nämlich plötzlich das alte, Aergerniß erregende Gebäude am Ufer niederreißen, indem er äußerte: — „Wer Lust hat, mag mit mir processiren!“ — und nach Verlauf einiger Tage war die alte Baracke verschwunden, der ganze Platz planirt und ein breiter Steinkai längs des Hafens begonnen.

Darnach nahm der General ebenso kurz und energisch die Hafenstraße in Angriff. Diese hatte bisher blos aus einer Art breiter Rinne bestanden. Er ließ dieselbe durch seine Soldaten zu einem gewölbten Wege mit Abzugsgräben an beiden Seiten erhöhen. Nachdem diese Auffüllung beendigt war, wurde der Weg gepflastert. Die französischen Soldaten, welche diese Arbeit ausführten, sangen und scherzten dabei, als ob es sich um ein Spiel handelte. Dann ließ der General zwei schöne Plätze zum Promeniren anlegen, den einen in der Nähe des Hafens wie einen Garten mit allerlei Bäumen, Buschwerk und Blumen, ein wahres Paradies für den Winter, den andern im Parkstil auf der Höhe des Bergrückens oberhalb des Hafens, wo frische Winde die Sommerhitze kühlen und wo man freie Aussicht über die Häfen Piräus und Phalerus, über das Meer und über die Inseln draußen hat. Hier ließ er einen luftigen Musiksaal aufführen, einige Café's errichten und von hier aus durch die Regimentsmusik jeden Abend die Bewohner von Piräus zum Lustwandeln auf diese Höhe locken und ihre an einen derartigen Genuß nicht gewöhnten Ohren erfreuen. Und ihre Ohren blieben nicht taub, ebenso wenig wie ihre

Augen blind gegen all das Gute, was ihnen der französische Commandant in so kurzer Zeit gewährte. Der Dimarch (Bürgermeister) der Stadt, Herr Rally, entzückt darüber, daß er einen Mann gefunden hatte, der ohne alle Umstände auszuführen vermochte, was er selbst lange, aber vergebens, zum besten der Stadt zu thun gewünscht hatte, gewährte dem französischen General allen Beistand, der in seiner Macht stand. Die Processe, mit denen der rasche Befehlshaber bedacht worden war, fielen, wie das alte Gebäude gefallen war, und als das kriegerische Occupationscorps Piräus verließ, ließ es zu seinem Andenken schöne Werke des Friedens hinter sich, welche, wie die Griechen selbst gestehen, gar nicht hoch genug geschätzt werden können.

Seitdem Herr Rally Dimarch in Piräus geworden ist, soll dieser Ort, wie man sagt, unter der einsichtsvollen und eifrigen Leitung desselben zu einem neuen Leben aufzublühen anfangen. Der breite Kai rings um den Hafen ist eine prachtvolle Arbeit. Hunderte von Segelschiffen von den Inseln fassen den Kai gewissermaßen ein, indem sie ihre Vorräthe von Früchten, Käse, grünen Waaren u. s. w. ausschiffen. Omnibusse und Wagen aller Art sind in unaufhörlicher Bewegung zwischen dem Piräus und Athen, dazwischen traben Esel, beladen mit Fischen, Früchten und andern Eßwaaren, die durch den Transport im Staub und in der Sonnenhitze auf einer Stunde Wegs nicht wenig leiden. Die Leute verlieren durch diesen Weg unerhört viel Zeit und Geld, denn die Kutscher verlangen für ihre Wagen, was ihnen beliebt, und die armen Reisenden haben nicht Zeit zu dingen. Alle, welche wissen, was eine Eisenbahn ist, schreien laut nach einer solchen zwischen Piräus und Athen. Ihre Anlegung ist auch bereits mehr als einmal in Frage gekommen, auch der Ausführung nahe gewesen, aber jedesmal wieder aufgegeben worden und mit den Vorbereitungen ins Stocken gerathen, und so sitzt sie noch gegenwärtig fest; einige

sagen, infolge der Langsamkeit des Königs; andere sagen, wegen der Betrügereien der betheiligten Geschäftsleute; wieder andere sagen, auf Grund verschiedenartiger Umstände und Schwierigkeiten. Man möchte sich fast versucht fühlen, eine abermalige Occupation von seiten des raschen französischen Generals zu wünschen, um die so nothwendige Eisenbahn gebaut zu sehen. Piräus und Athen, die in der Vorzeit durch eine befestigte Mauer verbunden waren, deren Spuren man noch gegenwärtig sieht, würden, wenn eine Eisenbahn an die Stelle dieser Mauer träte, bald auch durch ein Band blühender Gärten und Landhäuser auf der jetzt unbebauten und zum großen Theil wüsten Ebene verbunden sein.

---

Am 6. September.

Auf der äußersten Spitze der Landzunge, welche im Nordosten den Hafen Piräus begrenzt, sieht man einen in den Felsen ausgehauenen Raum, der Form nach zur Aufbewahrung eines großen Sarkophags bestimmt. Die Wellen des Meeres fluten jetzt darüber, denn die Spitze erstreckt sich weit hinein ins weite Meer und kämpft mit den Wogen desselben, bricht diese zwar, wird aber überall, wo sie sich etwas vertieft, von ihnen überflutet. Das Meer scheint hier erobernd gegen das Land aufzutreten, und sein salziges klares Wasser füllt jetzt das Grabgewölbe, welches man das Grab des Themistokles nennt. — „Ich habe mich oft darin gebadet" — sagte die kleine Tochter meines Wirths, die mit ihrem Vater und ihren Geschwistern bei mir war. Das Grab des Seehelden wird als Bad für Kinder gebraucht, für welche man das stärkende Meerwasser benutzen will, die man aber dem heftigen Anprall der Wogen nicht auszusetzen wagt. Außerdem ist das Ufer steinig und gefährlich für Kinder. Die ganze Spitze der Landzunge besteht aus wildzerrissenen Felsblöcken, durchfurcht von dem Kampf gegen das Meer, der hier seit Jahrtausenden gekämpft

wird. Man hält diese Spitze für das Cap Alkimos, woselbst nach dem Zeugniß alter Geschichtschreiber die Gebeine des athenienſischen Seehelden begraben wurden, nachdem sie aus dem asiatischen Magnesia, wo er als Landesverwiesener starb, heimgebracht worden waren. Ganz sicher sollen die Herren Alterthumsforscher nicht darüber sein, daß das ebenerwähnte Grab das des Themistokles ist. Aber sicher könnte kein schönerer und mehr bedeutungsvoller Platz für ihn gewählt werden. Demselben gerade gegenüber, auf der andern Seite des Hafens, liegt die grünende Insel Salamis. Der Held, der dort des Ostens Heeresmacht brach, bricht hier durch sein Grab die wilden Wogen, die der Nordostwind hinauf an den Strand treibt.

Unmittelbar über dem Grabgewölbe zeigen sich mehrere Stücken von kolossalen, grob zugehauenen Säulen, theils noch stehend, theils umgestürzt, die auf einen Tempel — vielleicht auf ein Heroum — von riesenhaften Verhältnissen hindeuten. Einige Stufen höher befindet sich eine Feuerbake, deren Flamme den Seefahrenden leuchtet.

Die ganze Landzunge ist gegenwärtig öder Felsenboden; aber an jeder Stelle derselben stößt man auf alte Mauern und Merkmale von Häusern und Monumenten, welche nachweisen, daß dieser Felsengrund früher stark befestigt und bewohnt gewesen ist. Das war in jener Zeit, als Themistokles und Aristides lebten und durch ihre Großthaten die Unsterblichkeit Athens in der Geschichte des Menschengeschlechts begründeten, Themistokles durch seine Heldenkraft, Aristides durch den noch höherstehenden Heldenmuth, der ihm soviel erfahrenes Unrecht vergessen ließ, um in der Stunde der Gefahr seinen Feinden die Hand zum Kampf für das allgemeine Beste zu reichen. Darum sind auch beider Namen bei dem ersten großen Siege Athens, bei der Schlacht von Salamis, unzertrennlich verbunden.

Themistokles' reiner Name wurde später durch seine Veränderlichkeit befleckt, und sein Volk, veränderlich wie

er, verbannte den Mann, den es kürzlich noch vergöttert hatte. Da kam der Tod mit seiner versöhnenden Gewalt. Athen holte die Gebeine seines verbannten Helden zurück und gab ihm einen Platz in seiner mütterlichen Erde und eine ehrenvolle Erinnerung auf dem Strande, den er vertheidigt hatte. Dort lebt er noch heutzutage. Und wenn die Nacht einbricht, so wird ein Licht angezündet, das über dem Grab des Themistokles dem Segler leuchtet und ihm den Hafen zeigt. Das Licht wirft auch seinen einsamen Strahl auf die Wogen, die das Grabgewölbe überfluten, in welchem der Held lag. Daß die kleinen Kinder Attika's jetzt darin baden, wie in den Armen eines schützenden Vaters, erscheint mir wie ein rührendes Sinnbild, schöner als irgendeine Bildsäule, als irgendein Volksfest zur Erinnerung an den Helden. Doch sollte es nicht — wie jetzt der Fall ist — ohne einen Gedanken daran geschehen.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als mein freundlicher Wirth in Piräus, Herr Buchner, mich in einem kleinen Segelboot diese Lustfahrt machen ließ. Der Wind war spärlich, die Fahrt dauerte deshalb ein wenig lange, aber der Abend war unbeschreiblich schön. Als wir uns Piräus wieder näherten, brannten bereits die farbigen Flammen am innern Einlauf des Doppelhafens. Während der venetianischen Herrschaft in Griechenland sah man einen kolossalen Löwen, auf einem Fußgestell ruhend, aus dem Wasserspiegel des Hafens emporsteigen, weshalb auch der letztere damals den Namen Porto Leone bekam. Jetzt erhebt sich blos noch das Fußgestell über das Wasser und scheint auf ein anderes Bild zu warten. Ich würde einen goldenen Phönix dahin wünschen, aus einem Scheiterhaufen emporsteigend und in das Licht blickend, ein Symbol oder eine Satire für das junge Hellas, ganz wie es dem jungen Hellas beliebt.

Paros, am 13. September.

Die Insel Paros, das alte Kalauria, nahe an der peloponnesischen Küste in der saronschen Meeresbucht, ist weitberühmt wegen ihres prächtigen Hafens — gegenwärtig der Station für Griechenlands Kriegsflotte und Seearsenal —, wegen ihres Klosters, nach einer vortrefflichen Quelle in seiner Nähe die Quelle des Lebens genannt und in einem Pinienwald zwischen tiefen Gebirgsklüften gelegen, wegen ihrer schönen Citronen- und Orangenwälder und wegen ihres Poseidontempels, in welchen sich einstmals der größte Redner Griechenlands vor seinen Feinden rettete. Lustreisen und Badereisen nach Paros zu unternehmen, gehört zu den Sommergewohnheiten der Bewohner von Athen. Und ich hatte in Athen soviel von dem parosschen Löwen gehört, daß ich als Bewohnerin von Athen mein Gewissen nicht beruhigen zu können glaubte, wenn ich demselben keinen Besuch abstattete. Außerdem hatte mich eine junge gemüthvolle Deutsche, die mit einem griechischen Marineoffizier verheirathet war, dahin eingeladen, und ich konnte also einen Aufenthalt auf dieser Insel entgegensehen, der in mehr als einer Beziehung von Interesse sein mußte. Uebrigens ist die Reise dorthin eine der leichtesten. Nach Paros fährt man in drei und einer halben Stunde von Piräus in einem der neuen griechischen Dampfschiffe, die gegenwärtig endlich alle Fahrten zwischen den griechischen Ufern und Küsten übernommen haben.

An einem schönen Morgen verfügte ich mich aus meiner gastfreundlichen deutschen Wohnung in Piräus an Bord des schönen griechischen Dampfers Wassilissi Amalia (Königin Amalia) und fand daselbst zahlreiche Bekannte von Athen, unter diesen den Baron Maltzan und den Baron Ozeroff, die eine Vergnügungsreise um den Peloponnes machten, um einmal Meeresluft zu athmen. Unter den mir Unbekannten flößte mir eine Dame Lust ein, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen. Es war

eine schöne ältliche Dame mit einem freundlichen ausdrucksvollen Gesicht von nordischem Charakter und in lichte Sommertracht gekleidet. Wir kamen einen Augenblick nebeneinander zu sitzen, und die Bekanntschaft war bald gemacht. Diese angenehme Frau, die sehr gut französisch sprach, war eine Deutsche. Sie kam aus dem Bad in Thermia, dessen wohlthätige Wirkung sie pries, und kehrte jetzt in ihre Heimat auf Paros zurück. — „Auch ich" — versetzte ich darauf — „bin auf dem Wege nach Paros." — „Ah, das ist ja prächtig! Haben Sie Bekannte dort?" — „Nähere Bekannte nicht, aber ich hoffe dergleichen bald zu bekommen. Ich beabsichtige die junge Madame Koumelas zu besuchen." — „Ach, das ist ja meine Tochter! Ich bin ihre Mutter, die Freiherrin de Grange, gegenwärtig auf der Insel wohnhaft, um meinen Kindern näher zu sein. Sie müssen auch mein Gast werden und sich zwischen mir und ihr theilen."

Das konnte sich allerdings nicht besser treffen. — „Da war nun abermals mein kleiner Reisedämon im Spiel" — dachte ich. Denn ich wurde jetzt noch nicht von Frau Koumelas erwartet, die, wie ich gehört hatte, eben auf einer Reise begriffen sein sollte, weit lebensgefährlicher als irgendeine Reise nach Griechenlands Inseln. Mit Freude vernahm ich nun, daß die junge Frau außer aller Gefahr war, und daß ich in einigen Tagen der Taufe ihrer neugeborenen kleinen Tochter beiwohnen könnte.

Beim Einlaufen in dem Hafen von Paros, in der Meerenge zwischen der Küste von Trözen und der Insel, hielt der Dampfer, und Frau de Grange wurde hier von einem jungen Seeoffizier abgeholt, der einen Kopf von echt griechischem Typus, aber etwas von dem Wesen eines Engländers hatte. Frau de Grange stellte ihn als ihren Schwiegersohn, den Kapitän Koumelas vor. Er brachte uns beide in seinem Boot zu der Wohnung der Frau de Grange, welche dicht am Strand des schönen Hafens lag. Und dort habe ich meinen Aufenthalt seit länger

als einer Woche, während welcher ich meine Tage zwischen dem glücklichen jungen Paar Koumelas in dessen Behausung, höher oben in der Stadt Paros gelegen, und der liebenswürdigen alten Frau de Grange, einer jener glücklichen Naturen, welche Besitzerinnen einer Quelle ewiger Jugend zu sein scheinen, und im übrigen zwischen den berühmten parosschen Löwen getheilt habe.

Die Gerechtigkeit gebietet mir indessen zu sagen, daß nur der kleinste Theil dieser Löwen Paros zugehört, obgleich Paros die Güte gehabt hat, sie sein Eigenthum zu nennen, weil es in ihnen seine Einnahmequellen hat. Die schönen Oliven-, Citronen- und Orangenhaine sind sämmtlich auf trözenschem Gebiet, d. h. auf peloponnesischem Grund und Boden. Dasselbe ist auch der Fall bei den wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums berühmten Gärten, sowie bei den reichen Weinbergen, und endlich bei der Teufelsbrücke, die von Römerhänden über eine Bergspalte geschlagen worden ist, in deren Tiefe ein Strom dahinbraust. Das alte Kalauria kann auf nichts stolz sein als auf seine Quelle des Lebens in dem Pinienwald im Schos des Gebirges, auf seine reine Luft, auf seinen Hafen und auf die Ueberreste — nur einige Grundmauern und Steine — seines alten Neptuntempels auf dem höchsten Punkt der Insel. Die Stadt selbst auf ihrem kahlen Felsen ist eine der windigsten, regnerischsten und schmuzigsten, die ich auf den griechischen Inseln gesehen habe. Doch finden sich einige gute Häuser darin, darunter namentlich die beiden, in denen ich mich abwechselnd aufhalte, und die beide eine schöne Aussicht über den Hafen und dessen prachtvolle Ufer haben. Der Hintergrund des Hafens, von hier aus gesehen, wird von dem über 2000 Fuß hohen, äußerst malerischen Berge Ornitholi mit den dunkeln vulkanischen Felsen Methanas, die im Hintergrund etwas nach rechts hin hervortreten, abgeschlossen. Zur Linken erhebt sich in weichen Umrissen der paradiesische Strand von Trözen auf grünenden Terrassen von dem Wasser-

spiegel des Hafens bis zu dem Bergrücken emporsteigend, der ihn vor den Stürmen des Meeres schützt.

Nun will ich einiges über meine hiesigen festlichen Ausflüge mittheilen, zunächst über die nach der trözenschen Küste.

Frau Koumelas war schon seit längerer Zeit zur Weinlese von Frau Ghika eingeladen, der Witwe eines höhern Flottenoffiziers, welche zu jener Klasse tüchtiger und guter Frauen und Hausmütter gehört, die ihre Besitzungen persönlich bewirthschaften, für ihre Dienerschaft sorgen, das Land bauen, das Haus regieren und ihre Kinder ebenso verständig als leicht erziehen, wie der Vogel sein Nest baut und seine Jungen ernährt.

Frau Ghika hatte ihren Weinberg oder Weingarten auf der trözenschen Küste, und da die Einladung zur Weinlese eine summarische war und uns zu jedem beliebigen Tage während ihrer ganzen Dauer willkommen hieß, so machten wir, d. h. meine beiden lieben Wirthinnen und ich, uns eines schönen Nachmittags dahin auf den Weg, ohne daß wir gerade an diesem Tage besonders erwartet wurden. Zwei hübsche Schiffsjungen von der Flotte, Leonidas und Kyrillos, ruderten uns dahin.

Ehe wir an den Weinberg der Frau Ghika gelangten, gingen wir durch einen andern, in welchem man eben damit beschäftigt war, Wein in einem großen steinernen Bassin zu pressen. Es war in der That angreifend, fünf bis sechs entsetzlich schmuzige — wenigstens im Bezug auf ihre Kleidung — Männer mit ihren bloßen Füßen Massen der herrlichsten Weintrauben zerstampfen zu sehen. Der ganze Act glich einer Mishandlung der gütigen Gaben Gottes. Ich weiß wohl, daß es nicht so gemeint ist; aber ich konnte mir nicht helfen, ich vermochte nur mit einem Gefühl des Verdrusses darauf hinzublicken und seufzend an die großen saubern Weinpressen in der Schweiz zu denken, wie rein der liebliche Most aus diesen strömt und wie sauber und nett die Traubenrückstände zur

weitern Benutzung zusammengepackt werden. In der That, die griechische Landwirthschaft bedarf der Erziehung durch europäische Bildung und Industrie ebenso sehr, wie die Jugend Griechenlands!

Der unschuldige griechische Besitzer dieser Weinpresse, der durchaus keine Ahnung davon hatte, wie sehr mich dieselbe empörte, lud uns ein, niederzusitzen und die Trauben zu kosten. Solche Gastfreundlichkeit gehört bei den Griechen während der Weinlese zur Regel und kann nicht zurückgewiesen werden, ohne eine gewisse Unfreundlichkeit zu beweisen. Glücklicherweise fiel es niemand ein, mich einzuladen, auch den Most zu kosten. Die armen Fußtreter in der Weinpresse sahen auch recht betrübt bei ihrer äußerst mühsamen Arbeit aus, die mich auf den Gedanken brachte: — „Hoch mögen die Maschinen leben!" — Darauf wurden uns köstliche frische Trauben ganz frisch aus dem Weingarten geholt, auch Apfelsinen, Aprikosen und frisches Wasser. Was wir von diesen Früchten nicht zu verzehren im Stande waren, mußten wir einpacken und in unser Boot hinunterschicken.

Nach einer viertelstündigen Wanderung aus diesem Weingarten erreichten wir die Besitzung der Frau Ghika. Während Frau Koumelas sich unter ein paar Olivenbäumen niederließ, Kaffee kochte und ihre mitgebrachten Vorräthe ausbreitete, begab ich mich hinauf in den Weinberg, wo ich eine Menge Frauenzimmer mit der Weinlese beschäftigt fand. Bald war ich ein thätiges Mitglied dieser Menge, die unter munterm Geplauder die schönen Trauben von ihren Zweigen schnitten und sie in große Körbe legten, welche dann auf Esel geladen und fortgeschafft wurden, vielleicht unter eine Weinpresse, gleich der, die ich soeben gesehen hatte. Aber daran mochte ich jetzt nicht denken, denn die Trauben, sowol die rothen als die weißen, waren so prachtvoll und so schön!

Die fröhlichen Weingärtnerinnen nahmen die fremde Gefährtin freundlich auf und reichten ihr einen Korb zum

Hineinlegen der Trauben. Unter den Winzerinnen befand sich auch eine breitschulterige Frau mit dem Aussehen eines tüchtigen Bauernweibes, einem Männerstrohhut auf dem Kopfe, Hände und Schürze schmuzig von der Arbeit, deren hauptsächliche Leiterin sie zu sein schien. Ich ahnte damals nicht, daß diese rasche joviale Arbeiterin die Besitzerin des Weinberges in eigener Person, die wohlgeborene Witwe Ghika, war. Dies erfuhr ich erst etwas später, als ich zu der Frau Koumelas zurückgekehrt war und die ebenbeschriebene Frau in ihrer Arbeitskleidung zu uns kam, um uns willkommen zu heißen. Letzteres that sie, indem sie jeder von uns einen herzlichen Kuß gab. Gesundheit und Kraft glänzte aus ihrem Gesicht und sprach aus ihrem großen, mit prächtigen Zähnen versehenen Munde. Sie erschien mir wie der leibhaftige Typus eines tugendhaften Weibes, nach dem biblischen Typus geschildert von der Mutter des Königs Samuel.*)

Aeußerst einfach und anspruchslos, in einem Leben voll unaufhörlicher Arbeit für Haus und Kinder und Hausgesinde, läßt dennoch Frau Ghika ihren Söhnen und Töchtern eine Erziehung von der besten Art geben, weit über die hinausgehend, welche sie selbst empfangen hat. Aber die höhere Bildung der Kinder hindert die Mutter nicht, durch ihren Charakter und durch ihr kräftiges moralisches Urtheil vollkommene Gewalt über ihre Kinder zu behalten.

Im allgemeinen wird hier der aufopfernde Eifer und die Thätigkeit der Mütter für ihre Kinder gerühmt. Schade nur, daß ihnen mehr daran gelegen zu sein scheint, ihren Töchtern eine gute Ausstattung zu verschaffen, als sie zu guten Hausmüttern zu bilden. Nicht selten nimmt eine verheirathete Frau Dienste in einem vermögenden Hause, lediglich um die Mittel zur Ausstattung ihrer Tochter mit einigen Luxusartikeln, gewöhnlich weit über den Stand

---

*) Sprüche Salomonis, Kap. 31.

und die Verhältnisse der Mutter hinausgehend, zu erwerben. Die Töchter nicht gut auszustatten und nicht zu verheirathen, gilt für eine Schande für eine Mutter. So beschränkt ist hier noch die Ansicht über den Beruf des Weibes. Das Gynäceum begrenzt ihre Aussicht. Der Schmetterling ist noch immer von der Puppe festgehalten. Gleichwol dürften solche Frauen, wie Frau Ghika, solche Siebenschläfer zum Erwachen bringen.

Die berühmten Gärten von Trözen, die an dieser Küste längs des Hafens liegen, gleichen in allen Stücken den italienischen Mazzerien. Ihre einzige Schönheit und Fruchtbarkeit besteht in Fruchtbäumen. Man sieht keine Blume, keine wohlgehaltenen Gänge, keine Anlagen, an denen der Schönheitssinn Antheil hat. Die Gänge führen durch Felder mit Unkraut und Disteln bewachsen. Man hat hier die Gärten nicht des Vergnügens, sondern nur des Nutzens wegen, und berechnet genau die Einkünfte von jedem einzelnen Baum.

Wir verwendeten einen ganzen Tag zu dem Besuch der historisch merkwürdigen Gegend weiter hinauf an derselben Küste, wo ansehnliche Ueberreste und Ruinen, jedoch ohne Schönheit, den Platz zeigen, auf welchem früher eine große Stadt gestanden hat. Hier, sagt man, lag das alte Trözen, die Wiege des Theseus und auch der Schauplatz des Trauerspiels von der wilden Leidenschaft seiner Gattin Phädra für ihren jugendlichen Stiefsohn Hippolyt und dessen tragischen Todes. Auf einer Terrasse stehen noch die geschwärzten Mauern eines schloßähnlichen Gebäudes. Die Aussicht von da über das Meer ist großartig. Saß sie wol auf dieser Höhe, die unglückliche Königin, blickte auf das Meer hinaus und suchte durch diesen großartigen Anblick das Feuer in ihrer Brust zu unterdrücken? Aber die Gewalt des ganzen Weltmeeres bricht sich an der Glut eines Herzens und ist nicht im Stande, dieselben zu löschen. Sie ist aber auch etwas Großes, entweder für den Himmel oder für die Hölle!

Diese ganze Stadt ist gegenwärtig öde und leer. Nicht weit von derselben liegt das große Dorf Damala. Man feierte daselbst eben den Todestag Johannes des Täufers. Dieser sollte ein Fast- und Trauertag sein, und der Gottesdienst war soeben vorüber. Gleichwol war der Tanz in einem Kaffeehause, welches hier besonders einer Schenke glich, bereits in vollem Gange. Sonderbare Verwirrung in den Begriffen der Griechen von einem Heiligentag!

Ungefähr eine Stunde Wegs von Damala ist die sogenannte Teufelsbrücke. Herr Koumelas hatte die Güte, mich dahin zu begleiten. Diese Brücke besteht aus einem natürlichen Steinblock über einem tiefen Regma, von der Hand der Kunst in eine bequeme Brücke verwandelt. Mehrere hundert Fuß unter derselben braust ein Bergstrom durch wilde Klüfte dahin. An den steil emporsteigenden Ufern desselben murmeln kleine Bäche, wachsen Platanen und Rosenlorber zwischen titanischen Felsblöcken. Diese Stelle ist von einer wilden und wahrhaft großartigen Schönheit; sie gleicht einer tiefen, aber ungebändigten Leidenschaft, ähnlich der der Phädra, vielleicht vorher, ehe diese Leidenschaft sie niedrig und verbrecherisch machte. Teufelsbrücken über den Abgrund findet man auch in der menschlichen Seele.

Was diese berühmte steinerne Brücke anlangt, so freue ich mich, sie gesehen zu haben, weil sie zu den Naturmerkwürdigkeiten hier zu Lande gehört. In der Schweiz und in Deutschland gehören Naturscenen von dieser Art zu den alltäglichen, und niemand würde sich dort die Mühe nehmen, in der ärgsten Sonnenhitze zwei Stunden weit zu gehen, um eine Teufelsbrücke zu sehen.

Wir aßen zu Mittag bei einem der reichen Grundeigenthümer an der Küste, einem Sohn des in dem griechischen Befreiungskriege berühmt gewordenen Seehelden Koundouriottis. Er hatte sich hier eine Farm gebaut und vor etwa zwei Jahren sechshundert Stück Citronen-

und Orangenbäume gesetzt, von denen er bereits Früchte einerntet. Wir sahen seine Familie, eine schöne Frau und sechs Kinder, in ihrer Sommerkleidung; der Mittagstisch wurde in der Aula unter freiem Himmel gedeckt. Wohlbehagen und Comfort nach unsern nordischen Begriffen herrschte in diesem ländlichen Haushalt nicht; aber vielleicht sind die Griechen unsere Meister in der Kunst, das Leben zu genießen, gerade wegen der Einfachheit in ihrer Lebensweise. Wir haben gar zu viel unnöthige Umstände dabei. — „Soll ich Tisch und Stühle in das Boot mitnehmen?“ — fragte pustend ein Diener auf einem Rittergute, dessen Herrschaft sich en famille auf dem Rasenplatz einer ihr zugehörigen Insel belustigen wollte.

Herr Koundouriottis hatte neuerlich auf seiner Besitzung eine kleine Kapelle zum Andenken seines Vaters und zu Seelenmessen für denselben aufführen lassen; eine Handlung, die man auch dann ehren muß, wenn man nicht an die Kraft von deren Fürbitten für verstorbene Freunde, als diejenigen glaubt, welche im Geist und in der Wahrheit aus der Tiefe eines liebenden Herzens emporsteigen.

Einen andern Tag widmeten wir demjenigen Theil der trözenschen Küste, der nach Osten hin dem Meere zugewendet ist. Hier liegen die schönen Oliven-, Orangen- und Citronenwälder, welche seit den ältesten Zeiten diese Küste als das auserwählte Jagdrevier der Diana berühmt gemacht haben. Hier lag früher am Meeresufer eine Stadt, Namens Artemis; hier stand ein schöner Tempel, der Göttin des Waldes und der Jagd geweiht; hier stand auch ein Tempel für die Sonne als Befreier, sowie ein anderer für den Traumgott, der für den Gönner der Musen galt. Diese Tempel existiren nicht mehr; aber der großartige natürliche Park mit seinem Reichthum von Quellen, von schönen fruchttragenden Bäumen und glänzenden Früchten steht noch ebenso lebenskräftig und schön da wie früher. Er erinnerte auch lebhaft an die Meeres-

küste zwischen Genua und Spezzia. Waldungen breiten sich hier auf treppenartig emporsteigenden Terrassen längs der Küste in einer Ausdehnung von drei bis vier französische Meilen aus. Aber wo sind die Landhöfe, die Dörfer, die hübschen entzückenden Villen, die diesem Theil der piemontesischen Küste ein so festliches Aussehen geben? Etliche kleine Mühlen sind die einzigen Gebäude, die man auf der von der Natur so reich begabten Landzunge von Trözen noch sieht.

Diese paradiesische Waldung ist unter eine Menge von Besitzern vertheilt, von denen die meisten in Paros wohnen. Viele derselben gehören der arbeitenden Klasse an. Matrosen und Dienstboten sind gar nicht selten Besitzer von zehn, zwanzig oder mehreren Fruchtbäumen, welche sie nicht öfter sehen, als wenn dieselben bewässert werden müssen — was bei starker Trockenheit an jedem achten Tage geschehen muß —, oder zur Erntezeit. Die Kosten für die Pflege, Düngung und Bewässerung eines Baumes sollen nicht mehr als fünf Drachmen des Jahres übersteigen, während die jährlichen Erträgnisse eines ausgewachsenen Baumes auf 4—5000 Citronen oder Orangen, d. h. ungefähr 200 Drachmen, berechnet werden. Nach einem mittlern Durchschnitt nimmt man die Einkünfte eines Baumes zu 10 Procent an, die sich aber in guten Jahren bis zu 15, ja sogar 25 Procent steigern. Und einen guten Baum kauft man für 100 Drachmen. Der größte Marktplatz für die Früchte von Trözen ist Konstantinopel nebst den Donaufürstenthümern. Auf der Wolga werden sie auch nach Rußland eingeführt. Ich bitte Artemis und alle trözenschen Gottheiten um Vergebung, daß ihre herrlichen Fruchtwälder eine Veranlassung zu solchen prosaischen Berechnungen geben! Ich bin dabei nur ein getreuer Dolmetscher der gegenwärtigen Besitzer. Als eine würdigere Frucht dieser schönen Wälder will ich jedoch anführen, daß sehr oft ein Wäldchen von Citronen-, Oliven- oder Orangenbäumen die Mitgift eines Mädchens

von Paros ausmacht und daß diese Mädchen sehr hübsch, ja sehr häufig wahre Schönheiten sind. Ich habe hier junge Mädchen gesehen, die sich ebenso sehr durch die regelmäßige Feinheit ihrer Züge, wie durch den Ausdruck von Leben und Anmuth in denselben ausgezeichnet haben, und könnte mir kein poetischeres Bild denken als ein solches Mädchen, welches seinem Bräutigam einen Wald voll goldener Früchte mitbringt!

Auf Paros — ich komme nun wieder auf Paros zurück — habe ich ein Kloster besucht, dessen schöne Lage und klare Quelle es einer und der andern Wallfahrt würdig erscheinen lassen. Das Kloster selbst ist ein altes, großes sehr verfallenes Gebäude. Es scheint ebenso wie die wenigen ehrwürdigen Väter, welche es noch bewohnen, ziemlich herabgekommen zu sein. Die Quelle des Lebens war dort versiegt, jedoch nicht in dem schönen Brunnen, der ein Stück davon entfernt liegt.

Es war ein unbeschreiblich schöner Morgen, an welchem wir uns, meine Parosfreunde und ich, auf dem ruhigen Meere in einem Pinienwald im Schos des Berges rudern ließen. Von der Höhe des Berges ziehen sich Terrassen, wie eine Riesentreppe, bis zum Meer hinunter. Auf einer der obersten Terrassen, von welcher man das enge schattige Thal mit seinen Pinienwäldern längs der Felsenwände hin übersehen kann und eine freie Aussicht auf das lichtblaue Meer hat, das sich gleich einem Himmelsspiegel unten bis an den Horizont ausbreitet, ließen wir uns nieder, um unser Frühstück einzunehmen.

Du wirst vielleicht schon die Bemerkung gemacht haben, lieber Leser, daß ich dem Homer ganz besonders in einem Stücke gleiche, nämlich darin, daß ich nie vergesse, von der lecker bereiteten Mahlzeit zu sprechen, die den Reisenden auf seinem Weg erfrischt. Dessen kannst du auch fernerhin gewärtig sein, ohne daß du mich deshalb der Nachahmungssucht beschuldigen darfst. Das Leben auf der Reise schärft den Appetit, sodaß Essen

und Trinken wesentlich zu den bedeutenden Ereignissen der Reise gehört, mag diese nun eine Odyssee oder eine Reise wie die meinige sein. Aber darin bin ich wieder den Homerischen Helden ganz unähnlich, daß ich lange Mahlzeiten, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang, nicht liebe, sondern so kurze wie möglich, nicht über die Zeit einer halben Stunde hinaus. Nur solche Mahlzeiten sind poetisch. Und unser Frühstück war von dieser Art. Wir saßen im Schatten eines Orangenwäldchens auf einer Terrasse über dem erwähnten Pinienwald; als Teller benutzten wir die glänzenden Blätter der Bäume, so groß waren diese. Frisches Wasser aus der Quelle des Lebens, die köstlichsten Feigen, Trauben u. s. w., die Morgenluft, die Aussicht aus dem kühlen, schattigen Thal, was konnte man mehr wünschen?

Mit dem Kapitän Koumelas machte ich dann eine Fußwanderung durch die Insel, um deren Merkwürdigkeiten zu sehen. Obenan unter diesen steht der alte Poseidontempel wegen seiner Lage und wegen der mit ihm als der letzten Freistätte des Demosthenes verbundenen Erinnerungen. Die Lage desselben in der Mitte und auf dem höchsten Punkt der Insel ist, wie die aller griechischen Tempel, ausgezeichnet und symbolisch, sowol des hohen Platzes halber, als auch deswegen, weil man ihn aus so vielen Richtungen, auch aus größerer Entfernung, sehen konnte. Von dem alten Tempel sieht man nur noch eine umgestürzte Säule und einige große weiße Marmorblöcke, die wahrscheinlich als Grundsteine benutzt worden sind. Alles übrige von Werth ist schon längst nach Athen und in andere Städte geschafft worden.

Demosthenes endigte hier sein Leben, wie man sagt, durch Gift, welches er in einer Schreibfeder verborgen bei sich trug. „Se non e vero, e ben trovato." *)

---

*) „Wenn auch nicht wahr, doch gut erfunden."
(Italienisches Sprichwort.)

Die einzigen fruchtbaren Stellen, die ich während unserer Wanderung über das nackte Kalkgebirge von Paros sah, waren die grünende kleine Bucht an der Kapelle Hagios Paraskeri (des heiligen Freitag) und eine Thalkluft, in welcher der Dimarch der Insel sich eine Sommerwohnung gebaut und Fruchtbäume gepflanzt hatte, die an Schönheit und Reichthum mit denen von Trözen wetteiferten. Der Besitzer empfing uns hier mit herzlicher Gastfreundschaft, und hielt uns bis zum Mittag zurück.

Paros, obgleich durch die Dampfschiffahrt so nahe bei Athen, theilt gleichwol mit den übrigen Inseln des Aegäischen Meeres das Isolirte in ihrem Leben. Zwar gehen regelmäßig aller vierzehn Tage, ja zuweilen sogar allwöchentlich Dampfboote zwischen Athen und Paros; allein dies scheint nur wenig Einfluß auf den Zustand der Insel zu haben. Das Leben ist ruhig, aber langweilig für alle, die ein Bedürfniß nach einem Leben der Intelligenz und eines gebildeten Umgangs haben. Jede Familie lebt hier für sich allein. Haushaltung, Dienstboten und kleine Geschäfte beaufsichtigen die Frauenzimmer. Bücher und Musikalien kann man blos bekommen, wenn man sie besonders von Athen verschreibt. Noch weniger scheinen sich aber die griechischen Frauenzimmer um dergleichen Dinge zu bekümmern. Desto einsamer fühlt sich hier eine Ausländerin aus den hochgebildeten Ländern Europas, und alle Talente schläfern in Ermangelung eines anregenden geselligen Lebens ein. Doch vermag ein guter Gatte und ein gutes häusliches Leben alles andere in der Seele eines Weibes aufzuwägen, und kein Mangel kann sie hindern, glücklich zu sein. Das habe ich auch hier gesehen. Aber am allerglücklichsten unter den Bewohnern der griechischen Inseln ist die Klasse, welche im Schweiße ihres Angesichts arbeitet und denen das Blühen und Fruchttragen der Bäume, der Ertrag der Weinstöcke sowie der Sonnenschein und Regen der Jahreszeiten die vornehmsten Gegenstände ihres Interesses sind.

Ein Gemälde von dem Alltagsleben der Frauen sehe ich täglich in den Booten, die vom Morgen bis zum Abend über den Wasserspiegel zwischen Paros und Trözen sanft hin- und hergleiten. Manchmal ist es ein Mann, manchmal sind es mehrere Frauenzimmer, welche das Rudern besorgen. In den Booten sitzen zehn, zwölf funfzehn bis zwanzig Frauen mit Tüchern und Schleiern über ihren Köpfen, oft recht malerisch aussehend, jede neben ihrem Wasserkrug oder der Flasche, leer oder eben erst frisch gefüllt; denn das Wasserholen an den Quellen macht hier, ebenso wie Palästina, das hauptsächlichste Geschäft der Frauen und zugleich auch dasjenige aus, welches ihre Zeit am meisten in Anspruch nimmt. Es ist ein Leben der Arbeit, mühsam und müßig zugleich; und das Leben an den Quellen stellt eine Menge von Gemälden dar, welche von einem guten Maler wiedergegeben zu werden verdienten.

In meiner Wohnung oder vielmehr in meinen beiden Wohnungen zu Paros habe ich den Umgang liebenswürdiger Menschen, den Frieden und viele andere gute Dinge der Heimat genossen.

Bei der Taufe des kleinen Dimitri Koumelas bekam ich zum ersten mal eine Kindertaufe der griechischen Kirche zu sehen, auf deren besondere und von denen anderer christlicher Kirchen abweichende Gebräuche die Griechen so viel Gewicht legen, daß sie jemand, der nicht in dieser Weise getauft worden ist, kaum für einen wahren Christen halten; für die ungebildete Menge liegt das Wesentlichste dieser Taufe darin, daß das zu taufende Kind ganz und gar in das Wasser eingetaucht wird, welches von dem Geistlichen gesegnet oder geweiht worden ist. Die darauf folgende Benetzung mit heiligem Oel und mehrere andere Ceremonien gehören in eine andere Kategorie.

Eine bedeutungsvollere Eigenthümlichkeit bei der griechischen Kindertaufe scheint mir das Verhältniß der Pathen zu dem Kinde und unter sich zu sein. Der Pathen sind

nicht mehr als zwei, gewöhnlich ein Mann und eine Frau. So lange diese und ihr Pathchen leben, werden sie dem letztern und seinen Angelegenheiten nicht fremd und bringen sich jährlich durch Geschenke von Kleidungsstücken oder andern Gegenständen in Erinnerung. Die Ansicht der Griechen von der Bedeutung und Wichtigkeit des Taufpathenamtes geht sogar so weit, daß sie die Ehe zwischen zwei Personen, welche bei demselben Kind Gevatter gestanden haben, für unerlaubt halten, wobei sie allerdings — wie es häufig vorkommt — das Geistige mit dem Körperlichen vermischen.

Bei der Taufe der kleinen Dimitri war nur eine Taufpathin, eine Kompara, nämlich die Großmutter von väterlicher Seite, eine heitere gutmüthige griechische Witwe von Euböa. Ein großes Taufbecken von Kupfer in Gestalt eines riesigen Bechers war in der Mitte des Zimmers aufgestellt worden, in welchem die Taufe stattfinden sollte. Der Admiral Tombasis, ein Sohn des griechischen Seehelden und ein besonders angenehmer Gentleman und Ehrenmann, dessen Gattin und ein paar Herren waren außer der Freiherrin de Grange und meiner Person als Taufzeugen anwesend. Das Wasser, kaltes und warmes, wurde gemischt, Oel darein gegossen, und sodann das Bad von dem alten bärtigen Papa, der die Taufe verrichten sollte und wie ein grober Bauer aussah, aber sehr gute Manieren in der Behandlung kleiner Kinder bei solchen Gelegenheiten haben soll, durch Ueberkreuzen geweiht. Die kleine Dimitri, nackend wie damals als sie in die Welt gekommen war und so tief schlafend wie vor ihrer Geburt, lag in warme Decken gehüllt da. Der Geistliche liest sehr lange aus einem Buch vor; was er liest, kann ich wahrhaftig nicht genau sagen; doch ist verschiedenes darunter, was auch in dem Tauffformular der protestantischen Kirche enthalten ist. Dazwischen antwortet die Kompara, die das Kind trägt: — „Amen!“ — und: — „Ich gelobe es.“ — Dann geht sie mit dem Papa dreimal um das Taufbecken, in-

dem sie nach jeder der vier Himmelsgegenden eine Verbeugung macht und dazu einige Worte spricht, die ich — ich schäme mich, es zu sagen — vergessen habe. Dann liest der Papa abermals eine Zeit lang laut vor. Darauf wird das Kind ans Taufbecken getragen, der Geistliche legt seine große Hand unter den Rücken desselben und taucht es dreimal in dem Becken unter, und zwar jedesmal mit dem Kopf und mit den Füßen. Daß das arme Thierchen dabei nach Luft schnappt und sprudelt wie ein kleiner Fisch im Todeskampfe und dann schreit wie ein kleiner Waldteufel, ist sehr leicht begreiflich. Aber das kann nichts helfen, und das Bestreichen mit dem Pinsel voll heiligen Oels an verschiedenen Stellen des Körpers hilft auch nichts zur Beruhigung des Kindes, welches aus allen Kräften gegen diese Art von Taufform wie gegen ein ihm angethanes Unrecht zu protestiren scheint. Die kleine Dimitri konnte es lange nicht vergessen und erhob immer wieder ihre Stimme in Zorneswuth.

Nach dem Taufact folgt ein Tractament. Fremde Kinder haben das Recht, dazu zu kommen und daran theilzunehmen, und jeder Taufzeuge empfängt zur Erinnerung an den Taufact eine Silbermünze. Die meinige trägt das Bild des Königs Otto.

Und nun werde ich Paros verlässen, um mich in Athen zu einem andern und längern Ausflug zu rüsten. Ich reise von hier ab, dankbar für das Leben dieser Tage bei neuen Freunden, und erfreut darüber, daß meine Feder ein freundliches Andenken an meinen Aufenthalt in diesem guten Hause auf Paros hat zurücklassen können. Ich reise auf einem kleinen Kriegsschiff, auf einer Goëlette; denn die Dampfschiffe haben eben jetzt geruht auszubleiben, infolge des ad libitum, welches zur gewöhnlichen Tagesordnung bei den Anstalten der Griechen gehört.

Athen, am 20. September.

Es lebe die Segelfahrt! Von allen Arten des Reisens ist doch die Fahrt auf einem Segelschiff die allerangenehmste und am meisten poetische, wenn der Wind gut ist. Man schwebt wie mit Schwanenflügeln über das Meer dahin. So war auch meine Fahrt in der Dauer von ziemlich vierundzwanzig Stunden von Paros nach Athen, die nur deshalb so lange dauerte, weil die Nacht so windstill war. Aber die Goëlette wurde durch Strömungen in einer wunderbaren Weise um Paros und dann um die vulkanischen Felsen und Spitzen von Methanas herumgeführt. Zuweilen wurden die Ruder benutzt, um uns vorwärts zu helfen, zuweilen kam ein kleiner Windstoß und schwellte die Segel; meistentheils aber glitten wir, wie von Geistern geführt, auf dem spiegelhellen Meer dahin. Ich ließ mir ein Lager auf dem Verdeck machen, um die Kühlung und zugleich auch den Glanz des Himmels zu genießen. Es war eine Nacht von wunderbarer Schönheit. Die Sterne glänzten und flimmerten mit wahrem Diamantfeuer; die Venus ging rund wie der Mond auf; dazu die Glut der Morgenröthe auf dem lichtblauen ruhigen Meer — wer wäre im Stande, diese kräftigen und reinen Farbenwechsel zu malen? So stieg Aegina mit der Pyramide seines Panhellenion aus den Wellen empor — ich hatte es nie so nahe, nie in diesem feierlichen Licht — der Götterdämmerung — gesehen! In stiller Hoheit blickten die Felsengestalten Aeginas auf uns herab, während wir lautlos an ihnen vorüberglitten.

So kam der Morgen.

Der gute griechische Kapitän, ein Ehrenmann, kochte in eigener Person meinen Kaffee in griechischer Weise, und zwar sehr gut. Ein paar andere Griechen, französisch sprechende Herren, waren meine Gefährten auf der Reise, die mir gar nicht lang vorkam, obgleich erst um 1 Uhr mittags ein frischer Nordostwind aufsprang und uns mit dem schnellen Flug eines Vogels nach Athen brachte, dessen

uralte Tempel und neue Paläste, Palmen und Olivenbäume uns schon aus weiter Entfernung entgegenwinkten.

Und nun bin ich wieder in meiner guten deutschen Athenerwohnung! Herr Hansen ist aus Deutschland zurückgekehrt. Wir freuen uns gegenseitig über unser Zusammentreffen und fragen und erzählen um die Wette. Während ich mich im Sonnenschein und in einer Hitze in Griechenland badete, die, wie man sagt, fast beispiellos gewesen ist und in Athen den Tod mehrerer Personen veranlaßt hat, hat er sich in Deutschland in einem unaufhörlichen Regen und in einer Kälte gebadet, die, wie man sagt, daselbst zur Zeit des Sommerlebens ebenfalls beispiellos sein soll.

In der Politik ist viel Leben! In Italien bewegt sich Garibaldi vorwärts gegen Rom. In Piemont geht Victor Emanuel, von Cavour vorwärts getrieben, ihm entgegen. Der Papst befindet sich sehr übel, der junge König von Neapel befindet sich noch schlechter. Deutschland, Frankreich und England sehen zu und fragen: — „Was soll das werden?" — In Syrien beeilt sich die Pforte, in Furcht gesetzt von Frankreich, die Metzeleien der Drusen und Türken in Damascus und auf dem Libanon streng zu bestrafen. Flüchtlinge von dort kommen fortwährend nach Athen und werden daselbst mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Man veranstaltet Sammlungen für sie, unterstützt sie, richtet auch liebenden Paaren ihre Hochzeit aus. Meine jungen Bekannten Philemon sind dabei sehr thätig. Athen ist heiß, trocken und staubig, wie im Juli; die Wärme ist ermattend, die Sonne blendend.

In den Gemüthern des jungen Attika soll, wie man sagt, starke Gärung herrschen. Man schreit nach einem neuen Ministerium, nach Kanaris, nach der Nationalbewaffnung, nach einer wahrhaft constitutionellen Regierung, und eine Menge von Scribenten schreien unverschämt über den König. Aber der König ist ein wenig taub und

sehr gutmüthig und geduldig, will das Geschrei nicht hören, will das Ministerium nicht ändern und denkt dabei: — „Kommt Zeit, kommt Rath!“ — Die Diplomaten schütteln die Köpfe. Das junge Griechenland glaubt, die Zeit zu der lange gehofften großen Katastrophe im Osten sei gekommen, und ist eifrig bemüht, sich zu rüsten und bereit zu halten, um morgen oder übermorgen Konstantinopel zu nehmen! Es hat für nichts anderes Augen, Ohren und Gedanken als für dieses Ziel, welches mit Griechenlands politischer Vergrößerung gleichbedeutend ist! Aber ich spreche es mündlich aus und schreibe es auch nieder, daß es für die Griechen besser sein würde, wenn sie sich vor allen Dingen mit ihren innern Angelegenheiten, mit der Belebung der Landwirthschaft, mit der Einrichtung von Communicationsmitteln, mit der gehörigen Besoldung der Geistlichen, mit der Armenpflege, mit der Sorge für die Gefangenen und andern dergleichen wichtigen Angelegenheiten, die bisher im höchsten Grade vernachlässigt worden sind, beschäftigten. Ein gut regiertes, blühendes, vorwärtsschreitendes, freies Griechenland würde durch die eigenthümliche natürliche Kraft der Umstände die Griechen nach Konstantinopel oder Konstantinopel zu den Griechen führen, während dagegen das jetzige Prahlen und Gebaren — doch für wen predige ich denn hier?

In meiner Wohnung ist alles gut. Mit Herrn Hansen und dessen jugendlichem Schwestersohn Theodor, der nach seinem glücklich bestandenen Universitätsexamen gekommen ist, um sich auf der alten Hochschule Griechenland umzusehen, besuche ich wiederholt die alten lieben Orte, das Geburtsdorf des Sokrates, welches uns wieder mit den prächtigsten Feigen versieht, den Hügel der Antigone, Kolonos, Solon's und Perikles' Burg, die Akropolis, und mehrere andere der alten historischen Hügel.

Die Trauben sind köstlich, und ein Theil derselben ist so groß, daß man nur eine einzige Beere davon auf einmal in den Mund zu nehmen vermag. Sie

schmecken wie Ambrosia, das, wie ich vermuthe, göttlich geschmeckt hat.

Ich bleibe nur acht Tage in Athen, dann trete ich in Begleitung des jungen Theodor eine Reise nach Euböa und nach Thessalien, der Wiege Griechenlands, an. Ich werde Marathon, Chalkis, Euripos, Thermopylä, Aeta, Pelion, Pindus, vielleicht auch den Olymp sehen! Der ebenso gelehrte als freundliche Astronom Schmidt hat mir beigestanden, meine historische Reisekarte zu entwerfen.

Nach Beendigung dieses Ausflugs kehre ich wieder nach Athen zurück, um während des nächsten Mondscheins nach dem Parnaß und nach Delphi zu reisen; und dann habe ich alles oder wenigstens das Hauptsächlichste gesehen, was ich in Griechenland zu sehen wünschte.

---

# Einundvierzigste Station.

In Thessalien. Rückblick auf die Reise. Euböa. Chalkis. Euripos. Lamia. Thermopylä. Aeta und Othrys. Oreos. Amaliopolis. Anblick des Pelion und seiner vierundzwanzig Städte. Volo. Das Haus des griechischen Consuls. Begrüßung des Pelion. Ein Tag auf dem Berge. Die Türkenstadt. Ein türkischer Aga. Ueberreste von Pagasä. Aussicht von Iolchos. Aelteste Erinnerungen und Leben der Jetztzeit. Zustand Thessaliens. Die Meteore. Blick nach dem Olymp.

Volo in Thessalien, am 1. October.

Fröhlich begrüße ich das Land des Olymp nach einer der schönsten Reisen, die ich bisher in Griechenland gemacht habe! Folgendes ist ein kurzer Rechenschaftsbericht darüber.

Von Piräus reiste ich mit meinem jugendlichen Begleiter an vergangener Mittwoch beim Einbruch der Nacht auf dem funkelnagelneuen Dampfschiff Byzantis unter Führung des Kapitän Belisarius — ein stolzer Name und dem Aussehen nach ganz tüchtig repräsentirt — ab. In der Morgendämmerung lagen wir vor der Insel Cheos oder Tzia, welche den meisten Inseln des Aegäischen Meeres gleicht, mit terrassenweise ansteigenden, theilweise angebauten Höhen, mit einer kleinen weißglänzenden Stadt auf einem pyramidalen Felsen, mit einigen Häusern am Strand und ohne Bäume. Einige Gebüsche, welche zwischen Felsen hervorschimmern, scheinen anzudeuten, daß sich

Thäler hinter den letztern befinden, was im Bezug auf Tzia auch eine Wahrheit ist.

Wir wenden uns nun nach Nordwesten und fahren in die Meerenge zwischen Euböa und Attika. Auf beiden Ufern reiche wechselnde Naturscenerien. Auf Euböa ragt der Ocha, der stolze Berg der Götterhochzeit, empor, gegenwärtig ohne eine Wolke um seinen himmelanstrebenden Gipfel. Unter demselben, auf dem südwärts gelegenen Flachland von Euböa, breitet sich die uralte Stadt oder richtiger die Stadt mit dem uralten Namen Karysto aus. Links von uns erhebt sich die Küste von Attika mit grünen waldigen Höhen und tiefen Klüften; keine Dörfer, keine Wohnungen, aber eine prachtvolle Wildniß, reich an großen Erinnerungen. Wir nähern uns Marathon. Wald und Berg weichen zurück. Dort öffnet sich die große Ebene, über welchen der Pentelikon sich erhebt gleich einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln; dort liegen Hügel am Meer, Grabhügel der Tapfern, welche hier für die Freiheit von Hellas starben. Die Morgensonne leuchtet über ihnen, es ist einer der schönsten Tage!

Ein griechischer Offizier, ein Mann im mittlern Alter, der etwas unvollkommen französisch spricht, erbaut mich, Theodor und einen englischen Gentleman durch seine Erläuterungen: — „Ich werde Ihnen Marathon zeigen, ich werde es Ihnen sagen, wenn wir näher dorthin kommen; es liegt nicht dort, wo Sie es suchen, Madame, durchaus nicht dort, sondern auf der andern Seite. Ich will es Ihnen sagen, wenn wir es sehen. Ich werde Ihnen den Hügel zeigen, wo die Griechen, oder die Perser, oder beide Theile begraben liegen. Ich kenne denselben genau, man kann ihn schon aus einer Entfernung von vier Meilen sehen. Wie? Eine Karte? Darf ich sie einmal sehen? — Ja so, wo liegt denn eigentlich Marathon? Der Kapitän sagt, daß es dort liegen müsse! — Ja so, ja, Madame hat recht, das war es. Wir sind nun bei Marathon vorbei!“ u. s. w. — Aber dieser kleine Misgriff

hielt den muthigen Mann nicht ab, ebenso unerschrocken und ebenso treffend mit seinen Erläuterungen in der Geographie und Geschichte fortzufahren.

Das größte Interesse bietet nun die Küste von Attika dar. Unsere Blicke suchen die Stelle des berühmten Tempels der Nemesis, der neben einem der Themis geheiligten Tempel hier auf einer steilen überragenden Felsenspitze stand, die von den Wogen bespült wurde. Weiße Marmorblöcke und unbedeutende Bauüberreste bezeichnen jetzt den Platz, wo beide standen. Die Ufer auf beiden Seiten der Meerenge nähern sich einander, und die Scenerie ist äußerst malerisch.

Um die Mittagszeit näherten wir uns Chalkis; nun drängt sich die Meerenge dermaßen zusammen, daß man gar keinen Ausweg aus derselben erblickt und sich nicht darüber wundern darf, wenn Xerxes sich hier für überlistet und in eine Falle geführt glaubte durch den griechischen Steuermann, der versprochen hatte, ihn durch den Euripos zu bringen. Daß er denselben am Bord seines Fahrzeugs hinrichten ließ, bevor sie an das Ende der Meerenge gelangten, war eine übereilte Handlung des Barbaren; und daß er, nachdem er glücklich durch die Meerenge gekommen war, sein Unrecht bereute, den armen Lootsen auf dem Ufer von Attika ehrlich begraben und ihm ein Denkmal errichten ließ, um welches später eine Stadt emporwuchs, die seinen Namen trug und noch heute trägt, das half dem Todten nur wenig.

Bisher hat uns Euböa keine Anhöhe von irgend einiger Bedeutung außer dem Ocha sehen lassen. Aber nach und nach steigt die Insel immer höher in nordwestlicher Richtung aus dem Meer hervor, und der 7000 Fuß hohe Berg Delhi oder auch Delphi erhebt seinen kahlen gleichförmigen Scheitel aus der Mitte der grünenden Insel, eine imponirende Gestalt, gleich der eines alten ergrauten Weisen.

Beim Euripos, der schnellfüßigen Meerenge, nähern

sich die Küsten von Euböa und Attika in ein paar halbinselähnlichen Landzungen einander, als ob sie sich vereinigen wollten. Das Wasser zwischen beiden ist jedoch tief, und seit den ältesten Zeiten ist die Vereinigung, wenn sie vorgenommen worden ist, durch eine Brücke bewerkstelligt worden. Die gegenwärtige schöne Brücke, oder vielmehr Zugbrücke, ist ein Werk der Regierung des Königs Otto und erst seit wenigen Jahren vollendet. Der Byzantis braust durch den engen Paß, so eng, daß es scharfer Augen zu bedürfen scheint, um zwischen beiden Brückenwänden hindurch zu steuern — auf beiden Seiten stehen Zuschauer, welche Tücher wehen lassen und Hurrah rufen —; drei Minuten und wir sind glücklich hindurch und schwanken in den geräumigen Hafen von Chalkis, woselbst zwei andere Dampfboote, ein französisches und ein francoserbisches, plätschern und mehrere kleine Segelschiffe sich nach der Meerenge von Euripos bewegen.

Chalkis am Ufer Euböas präsentirt sich mit ein paar alten Mauern, einigen Minarets, etlichen neuen Häusern und einer Menge verfallener Gebäude, welche an die vormalige Türkenstadt erinnern. Ueber dem Strand von Attika schwebt eine Erinnerung, welche diesen einsamen Höhen ein weit größeres poetisches Interesse gewährt, als die Stadt Chalkis besitzt; denn hier ist Aulis, hier war das alte Aulis, das Lager des Agamemnon und der Schauplatz von Iphigeniens Opfertod.

Wir verweilten einige Stunden im Hafen von Chalkis. Der Advocat Kyrios Baratassos, an welchen wir einen Empfehlungsbrief hatten, kam an Bord und holte uns in sein Haus, woselbst wir von einer jungen liebenswürdigen Frau bewillkommnet, mit einem guten Mittagessen bewirthet wurden und Gelegenheit fanden, ein paar Stunden mit angenehmen, gebildeten und französisch sprechenden Persönlichkeiten zu verleben.

Später gingen wir aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen, die einige neue schattenreiche Promenaden

besitzt, als Stadt aber im Verfall begriffen ist. Einige türkische Familien wohnen noch hier, und wir sahen in den Straßen der Stadt mehrere dicht verschleierte Frauen, die jedenfalls zu denselben gehörten. Dann machten wir einen Spaziergang um den Hafen herum auf der Küste von Attika — ein poetisch schöner Promenadenplatz, der eine bessere Pflege verdient — und blieben endlich am Ufer des Euripos stehen, um das bekannte Phänomen der wechselnden Strömung des Wassers in diesem Engpaß zu betrachten. Dieser Wechsel erfolgt mehreremal des Tages, zuweilen in jeder Stunde einmal, und zwar von Nord nach Süd und umgekehrt von Süd nach Nord. Er ist seit den ältesten Zeiten bekannt, aber noch immer nicht in zufriedenstellender Weise erklärt. Unser Wirth versicherte, die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß das Wechseln der Strömung beim Vollmond immer häufiger werde und bis zu vierundzwanzigmal täglich zunehme. Als wir an dem Rand der Brückenmauer standen, strömte der Euripos von Nord nach Süd; allein zehn Minuten darnach trat schon ein Wechsel ein. Die Wellen wurden unruhig und schienen sich an einem Gegenstrom zu brechen; nach einigen Minuten wurde dieser letztere so stark und das Wasser strömte mit einer solchen Heftigkeit von Süd nach Nord, daß ein Segelboot, welches eben den schmalen Paß nach Süden hin zu passiren beabsichtigte, für diesen Abend davon absehen und, da es sehr schnell dunkel wurde, wenden und im Hafen vor Anker gehen mußte.

Bei dem schönsten Mondschein setzten wir unsere Reise fort.

Am folgenden Morgen gingen wir in dem Hafen von Atalanta — jetzt Talanti —, einer weiten Bucht an der Küste von Attika, vor Anker. Die Gebirgslandschaft wird nun immer prachtvoller. Im Nordwesten erheben sich der Aeta und der Othrysberg mit kolossalen Formen und herculischen Erinnerungen. Im Südwesten steigt aus den Thälern Böotiens der hohe Kamm des Parnaß

empor — ich bitte um Verzeihung, ich wollte sagen, das hohe Diadem des Parnaß, denn wie ein Felsendiadem steigt derselbe im Hintergrunde über der dunkeln Waldgegend empor. Er scheint auszurufen: — „Ich bin der Berg Apollo's! Ich blicke über euch alle weg!" — Von seinem Gipfel soll man das ganze Griechenland übersehen können. Die Gebirgskette des Pindus erstreckt sich nach Norden hin nach dem Olymp; aber den Olymp sahen wir von hier aus nicht. Das Schauspiel ist aber demungeachtet großartig genug. Auf dem festen Lande und auf Euböa überall riesige Erscheinungen und riesige Erinnerungen, während wir von Atalanta nach der nördlichen Spitze von Euböa und nach der Bucht von Zeitun hinrauschen!

Hier liegt die Insel, von welcher Hercules, mit dem Nassusgewand bekleidet, den unglücklichen Erblasser desselben, ich weiß nicht ganz genau, wohin schleuderte; aber tief hinunter in den Hades war es gewiß, hinunter in das Reich der Schatten. Und dort, am Ufer, der niedrigen Insel gerade gegenüber, ist der Aeta, der Riesenberg, auf welchem Hercules seinen Scheiterhaufen errichtete und den Tod des Phönix starb. Die Felsen treten aus der Gebirgsmasse in bizarren, aber großartigen Formen hervor.

Der nordwestliche Theil von Euböa ist reich an tragischen Erinnerungen, die mehr unheimlich als poetisch sind. Mögen sie ruhen unter den monumentalen, kühnen und schönen Felsengestalten, welche sich an dieser Küste erheben. Ich wende meine Blicke jetzt nicht mehr so sehr nach dieser Richtung, sondern mehr nach der entgegengesetzten Seite, nach Attika hin; denn wir gelangen nun in die schöne Bucht von Zeitun, und das Thal von Sperchios öffnet sich breit und fruchtbar zwischen den kolossalen Gebirgsketten des Othrys und Trachinos. Und dort, am Fuße des Aeta, nicht weit vom Meeresstrand, liegt Thermopylä.

In dieser schönen Meeresbucht werfen wir unsere Anker aus, um den ganzen Tag hier zu bleiben. Wir haben einen günstigen Zeitpunkt zum Umsehen getroffen. Der Morgen ist hell wie ein Diamant, das Wasser glatt wie ein Spiegel, die Luft erfrischend wie der Athem des Gebirges, alles ruhig und groß.

Auf einem Hügel in der Mitte des Thales von Sperchios liegt frei und sonnenbeglänzt eine Stadt; das ist Lamia oder Zeitun, und soll ein an Handel und Wohlhabenheit zunehmender Ort sein. Im Nordwesten derselben, in der Länge der ganzen Thalstrecke, erhebt sich die Gebirgskette des Othrys, gerade wie eine düstere buschige Augenbraue. Diese Gebirgskette bildet hier die Grenze zwischen dem freien und dem noch unter der Türkei schmachtenden Griechenland, zwischen Attika und Thessalien, eine unnatürliche und willkürliche Grenzlinie, die auf die Länge nicht bestehen kann. Weit, weit hinten, in der Tiefe des Thales Sperchios, steigt nebelhaft ein pyramidaler Berg empor — nicht unähnlich dem Schatten eines Riesen. Man sagt mir, daß es der Berg Welluchi ist und daß man von dem über 7000 Fuß hohen Gipfel desselben sowol den Olymp als den Parnaß sehen kann. Der Fluß Sperchios, der das Thal durchströmt und ihm seinen Namen gibt, verbirgt sich zwischen seinen hohen steilen Ufern, und wir ahnen von hier aus sein Dasein blos aus der Senkung des Bodens nach der Mitte des Thales zu.

Von der Bergfeste des Aeta, nicht weit entfernt vom Strande, fallen dunkle Schatten über einen durch das Gebirge führenden Engpaß, dessen andere Seite hell von der emporsteigenden Sonne beleuchtet ist. Das ist Thermopylä. Auf beiden Seiten des Passes steigen Felsen wie hohe Festungswälle empor. Von da ab senkt sich der Boden grünend im Osten nach dem Meer und im Norden nach dem Thal zu. Die warmen Quellen (Thermen), von denen dieser Ort seinen Namen empfangen hat, werden

durch einige weiße Mauern und Gebäude unterhalb des Engpasses bezeichnet. Einen Hügel am Eingang des Engpasses unterscheide ich ganz deutlich, obgleich der dunkle Schatten des Berges ihn noch deckt. Das ist der Hügel, auf welchem Leonidas, umgeben von seinen Spartanern fiel, und in welchen sie dann begraben wurden.

Das bekannte Epigraph des Simonides auf die dreihundert Spartaner, die gehorsam dem Gebot des Vaterlandes hier für dessen Vertheidigung fielen, hat die Heldenthat der Spartaner verewigt, aber dagegen die ebenso bewundernswürdige That der vierhundert Thesbier in den Schatten gestellt, die ebenso gehorsam dem Gebot ihres Vaterlandes hier heldenmüthig gegen das Perserheer kämpften und ebenso fielen. Die Geschichte hat das Andenken an ihren Kampf und Tod aufbewahrt; aber Leonidas und die Spartaner allein haben die Ehrenmedaille empfangen, den Namen auf den Lippen der Nachwelt — das ist die Gerechtigkeit der Welt!

Das Fußvolk des persischen Heeres wurde durch Peitschenhiebe vorwärts in den Thermopylenpaß getrieben. Die Perser siegten und traten die Leichen der Helden mit Füßen, die freiwillig hier kämpften und fielen — das ist die Gerechtigkeit des Glücks!

Die Sonne steigt über den Gipfeln des Aeta empor, vertreibt den Schatten von dem Begräbnißhügel und beleuchtet den dunkeln Engpaß; ich verstehe ihre stumme Weissagung wohl:

Dereinstmals kommt
Zum großen Gericht
Der Starke droben,
Der alles schickt,
Das Urtheil fällt,
Den Kampf beendigt,
Den Lohn bestimmt,
Der werden soll!*)

---

*) „Weissagung der Wala", V. 65.

Eine Ahnung des Heidenthums von der Gerechtigkeit und dem letzten Gericht Gottes! Aber bis dahin, — warum muß da so oft der Böse siegen und der Gute untergehen?

Ich kenne eine Seele, die fortwährend kämpft und fragt, während sie die unsichtbaren, aber von ihr geahnten olympischen Höhen zu erreichen sucht, auf denen die Seele im Frieden der Götter athmen und ruhen darf. Sie kämpft und fragt auch an diesem stillen Morgen, umgeben von den Riesenschatten der Vorzeit. Aber es ist nicht der Scheiterhaufen des Hercules, nicht die Sonne über dem Grabhügel der spartanischen Helden, nicht der Aeta, der Parnaß und der Pindus, welche Antwort auf die brennenden Fragen des Herzens geben können, wenn sie auch aufwärts zeigen.

Eine schöne griechische Familie in tiefer Trauerkleidung verläßt hier das Dampfboot und begibt sich nach der beginnenden Hafenstation Stylides und von da nach Lamia, weiter oben im Thale, wohin man eben einen Weg anzulegen im Begriff ist. Diese Familie reiste vor drei Wochen von Lamia nach Athen, um sich zu vergnügen. Da erkrankte der Familienvater und starb. Nun kehrt die Witwe mit ihren vaterlosen Kindern tiefbetrübt in ihre Heimat im Thal Sperchios zurück.

Von Zeitun führt unser Weg durch die Meerenge von Tricheri. Die Ufer sind an beiden Seiten fruchtbar und reich an Schönheiten, am allerschönsten jedoch auf Euböa, wo die Gegend einem großartigen Park voll der prächtigsten Bäume gleicht. Auch die Höhen sind schattig und mit Bäumen bewachsen. Es ist ein wahrer Genuß, diese saftreiche Landschaft zu betrachten, die den meisten Landschaften Attikas so unähnlich ist.

Um die Mittagszeit gelangten wir nach Oreos auf der Nordwestküste von Euböa und blieben dort bis zum Abend liegen. Die Fahrt unsers Dampfschiffs hat den Zweck, den Warenaustausch und den Handel in den griechischen nordischen Häfen zu beleben und Verbindungen

auf diesem Wege zwischen Athen, Thessalonich und Konstantinopel anzuknüpfen. Deshalb halten wir an so vielen Stellen an und verweilen daselbst. Und das gefällt uns Passagieren; denn während dieser Aufenthalte haben wir Zeit, ans Land zu gehen und uns umzusehen. So machten wir es auch bei Oreos. Mit einem jungen Engländer, der ein artiger und angenehmer Gentleman ist, unternahmen der junge Theodor und ich eine Wanderung ins Innere von Euböa. Der Weg von Oreos, der für einen Weg auf einer griechischen Insel ungewöhnlich gut ist, führt durch kleine Buschpartien und über Wiesenflächen, gerade wie in England; aber vor uns erheben sich waldbewachsene Höhen, wie ich sie in England nie gesehen habe. Auf allen Seiten, indem wir vorwärts gehen, öffnen sich Aussichten über fruchtbare Ländereien und schöne Waldpartien — ein herrlicher natürlicher Park, in welchem Jupiter und Juno wol mit großem Wohlgefallen während der Tage ihrer süßen Brote — sie hielten, wie wir wissen, ihre Hochzeit auf Euböa — promeniren konnten.

Unsere kleine Spazierreise galt der antiken Stadt Oreos, wo man noch einen Theil von Ueberresten aus dem Alterthum findet. Wir sehen dieselben vor uns, nahe bei den Anhöhen. Aber je weiter wir denselben entgegengehen, desto mehr scheint sich die Stadt zurückzuziehen. Die Sonne ist im Untergehen begriffen und die alte Stadt ist noch weit von uns entfernt. Wir müssen uns daher entschließen und damit begnügen, sie mit unsern Blicken zu besuchen; und dasselbe müssen wir auch in Bezug auf ein größeres herrschaftliches Gebäude im nordeuropäischen Stil thun, das stolz auf einem Bergabhang zwischen schattigen Bäumen vor uns liegt. Wahrscheinlich mag es eine der zahlreichen nordeuropäischen Wohnungen auf Euböa sein, die gegenwärtig unbewohnt sind, theils weil die Fieber die darin Wohnenden vertrieben haben, theils weil die letztern des hiesigen Lebens

überdrüßig geworden sind; denn das ist regelmäßig der Fall bei den Colonisten aus dem westlichen Europa, auch auf diesem schönen und fruchtbaren Euböa. Diejenigen, welche daselbst reich werden, sind nicht Herren, sondern Bauern, die das Land mit ihren eigenen Händen bebauen, an das Klima gewöhnt sind und die herrschaftlichen Güter kaufen. Euböa besitzt gegenwärtig eine Bevölkerung von 100000 Seelen.

Als wir uns dem Hafen wieder näherten, war der Anblick der lichtblauen Meerenge und der gegenüber auf dem Festland emporsteigenden dunkeln Berge mit ihren reinen, gleichsam gemeißelten, harmonischen Linien, erhöht durch den dahinter lagernden Sonnenglanz, fast feierlich schön. Der Widerschein des Sonnenuntergangs umschließt die waldigen Höhen Euböas mit einem prismatischen Diadem. Farben, Formen, durchsichtiger Glanz, ihr seid griechische Schönheiten!

Frühzeitig am nächsten Morgen lagen wir bei Amaliopolis (Amalienstadt), der letzten und jüngsten Stadt des freien Griechenlands in dieser Gegend und den Kinderschuhen noch nicht ganz entwachsen. Man weiß nicht recht, ob es vorwärts oder rückwärts geht, und vielleicht weiß es selbst dies nicht gewiß. Wie es aber auch sein mag, es sieht aus, als ob es auf schwachen Füßen stünde.

Als wir das arme kleine Amaliopolis verließen, bogen wir in die prachtvolle Meeresbucht von Volo ein und erblickten Thessalien, die älteste Wiege von Hellas und von dessen ältesten Helden Achilleus, sowie das Heimatland seines jüngsten patriotischen Sängers Konstantin Rhigas und des Olympiers Georg, nicht minder vieler wundervoller Größen der Natur und der Sage, des Olymp und des Tempe, des Pelion und des Ossa, der Centauren und der thessalischen Hexen, und noch heutzutage der Meteore, die von ihren einsamen unzugänglichen Höhen herab Zeugniß über die wunderbaren Höhen und Tiefen der Menschenseele ablegen.

Die weite Meeresbucht bei Volo ist von Bergen umschlossen, die aber nicht so hoch und von so kühner Bildung sind, wie wir sie an der Küste von Attika gesehen haben. Doch vielleicht täuscht mich die Weite des Gesichtskreises, den sie umschließen. Wir steuern gerade auf die Stadt Volo zu, am Fuß des Berges Pelion gelegen, der seinen Fuß weit nach Süden hinein ins Meer als Schutz für den Hafen streckt.

Je näher wir kommen, desto höher scheint sich der Pelion in einem großartigen Amphitheater hinter Volo und dessen grünender Küste zu erheben. Der Bergrücken ist in der Wirklichkeit gegen 5000 Fuß hoch und gewährt einen überraschenden Anblick.

Hast du, lieber Leser, in Athen die vierundzwanzig Städte oder Dörfer des Pelion erwähnen hören und dabei eine dunkle Vorstellung davon gehabt, daß dieselben einen sehr reichen und seltenen Anblick gewähren müssen, so wirst du doch vermuthlich deinen Augen nicht recht trauen wollen, wenn du dieses Gemälde so erblickst, wie es ist. — „Es ist in der That angenehm, so überrascht zu werden!" — äußerte einstmals ein Freund zu mir; und ich mußte jetzt dasselbe denken, als ich, ganz unvorbereitet auf diesen Anblick, den Bergrücken des Pelion und seine weißen Wege oder Kalklager, die in breiten Linien dessen schönes Grün beinahe lothrecht von der Höhe des Berges bis zu dessen Fuß zu durchschneiden scheinen, betrachtend dastand. Ich konnte meinen Augen kaum trauen, als ich plötzlich klar zu der Einsicht gelangte, daß diese glänzenden Kalkwege oder Kalkbrüche — wofür ich sie nämlich anfangs ansah — Dörfer und Städte waren, die mit ihren Gärten auf dem Rücken des Berges gleichsam zu hängen schienen. Und doch war es so; ich sah den Pelion mit seinen vierundzwanzig Städten vor mir!

Je näher man an den Pelion kommt, desto deutlicher unterscheidet man, daß diese Städte auf Terrassen an dem Berge emporsteigen und von einer Menge von Bäumen

umgeben sind, unter denen die Cypressen am höchsten hinaufsteigen. Allein diese Terrassen mit ihren Cascaden von weißglänzenden Häusern scheinen so dicht übereinander zu liegen, daß ihr Anblick in jedem Falle äußerst ungewöhnlich ist; ich habe wenigstens niemals etwas Aehnliches gesehen. Der Berg Pelion, reich an Quellen und Fruchtwäldern von seinem Fuß bis zum Gipfel, soll in seinen vierundzwanzig Städten eine Bevölkerung von ungefähr 50000 Griechen haben, ein streitbares und arbeitsames Volk.

Volo, am Fuß des Pelion, ist eine unansehnliche Stadt, aus dem Consulatgebäude und Handelsläden bestehend. Zur Linken am Ufer, ein Stück von der kleinen Stadt entfernt, sieht man eine Festung, von welcher die türkische Flagge dicht neben einem hohen Minaret weht.

Wir landeten an einer gefährlichen Treppe und auf einer elenden Brücke, beides à la Türkei eingerichtet. In Volo gaben wir unsere Empfehlungsbriefe ab und wurden auf die wohlwollendste Weise von Herrn G**, einem Kaufmann, und von dem griechischen Consul aufgenommen, einem artigen und klug aussehenden Herrn, der uns sein Haus als unsere Wohnung für die Zeit unsers dasigen Aufenthalts anbot.

Ich hatte halb und halb beabsichtigt, noch an demselben Abend unsern Byzantis nach Thessalonich — eine Tagereise vom Hafen von Volo entfernt — zu begleiten, um diese alte und noch jetzt bedeutende Handelsstadt und unterwegs vielleicht den Olymp zu sehen, den man vom Meer aus sieht; allein man redete mir freundlich zu, so lange hier zu bleiben, bis das Fahrzeug zurückkommen würde, inzwischen aber nähere Bekanntschaft mit dem Pelion, dessen Söhnen und Töchtern zu machen. Das war allzu verführerisch, und ich entschloß mich zu bleiben.

Gegen Abend statteten wir der Türkenstadt in der Festung einen Besuch ab. Draußen vor derselben hatte eine zahlreiche Zigeunerhorde ihre schmuzigen Zelte auf-

geschlagen. Schöne Leute und namentlich schöne Kinder, aber schmuzig und zerlumpt. Alte Weiber, wahrhaft thessalische Hexen, und Kinder krochen kochend und kauend um die Feuer herum. Das Zigeunerlager und dessen Leben erinnerte mich an das der Sioux-Indianer am obern Mississippi. Ganz derselbe halbwilde Typus. Diese Menschen essen nicht, um zu leben, sondern sie leben, um zu essen.

In der Stadt saßen Türken, gravitätisch rauchend, mit gekreuzten Beinen und sultanähnlichen Häuptern. Auch schwarze Sklavinnen saßen hier und da an den Häusern, mit den Pfeifen im Munde das muselmanische Kief genießend. Einige dicht verschleierte, in Mäntel eingehüllte Frauenzimmer wankten durch die Straßen; alles sah schläfrig und träge aus. Nur ein Wasserstrahl perlte frisch aus dem Brunnen, wässerte die Straße und netzte die Weinreben, die ein schattiges Gewölbe darüber bilden.

Die Festung hegt innerhalb ihrer Wälle den größten Theil der türkischen Bevölkerung in Volo, die nicht weniger als 2000 Seelen zählen soll. Die meisten hiesigen Türken sind arm, weil sie nicht arbeiten, und verkaufen nach und nach ihre Felder und Gärten an die fleißigen Griechen.

---

Am 3. October.

Obgleich ich von meinem Wirth darauf vorbereitet worden war, daß ich eine Begrüßung von seiten der Söhne des Pelion empfangen würde, fühlte ich mich doch nicht wenig überrascht, als am Morgen nach meiner Ankunft eine Menge europäisch gekleidete Herren, und unter ihnen auch ein griechischer Pope, in den großen Saal des Consul Margeritis traten und einer derselben, ein junger und schöner Mann, Dr. Geordakis, im Namen der Bevölkerung des Pelion mich in Thessalien willkommen hieß. Er hielt darauf eine längere Rede in französischer Sprache. Meine Antwort in derselben Sprache über-

setzte dann Geordakis ins Griechische. Darauf setzte man sich nieder und unterhielt sich, d. h. drei oder vier Herren und ich; denn die übrigen schienen nicht französisch sprechen zu können, und ein Theil von ihnen verstand es kaum. Die Unterhaltung betraf natürlicherweise die griechischen politischen Verhältnisse. Die Söhne des Pelion sprachen für sich und für Thessalien den Wunsch aus, recht bald Angehörige des freien Griechenland zu werden. — „Aber“ — äußerte einer von ihnen — „solange Lord Palmerston lebt, haben wir nichts zu hoffen!“ — Ich bemerkte darauf, daß Lord Palmerston nicht mehr solange würde leben können, denn er sei schon bedeutend vorgeschritten im Alter. Diese Bemerkung wurde mit sichtbarem Wohlbehagen aufgenommen. — „In jedem Falle“ — sagte ein anderer — „wird weder England, noch irgendeine andere Großmacht gestatten, daß Griechenland eine Vergrößerung zu Theil wird, die ihrer Herrschaft über das Meer Eintracht thun könnte.“ — Dagegen äußerte ich: — „Gerade Griechenland muß in der orientalischen Frage von ihnen begünstigt werden, denn nur Griechenland kann ohne Gefahr für irgendeine Großmacht vergrößert werden und eine neutrale Macht bilden, zum Nutzen für das Gleichgewicht und für den Handel, zum Vortheil aller Interessen und vor allem zum Vortheil der europäischen Civilisation des Morgenlandes.“

Ich betheuere, falls ich mich hier um den Kopf spreche, hiermit feierlich vor den Cabineten der Großmächte, daß ich nie früher als eben in dieser Stunde an diese Aussichten Griechenlands gedacht habe, und daß, wenn ich darüber, wie mir fast scheinen will, nicht schlecht gesprochen habe, dies lediglich der Eingebung eines Augenblicks zugeschrieben werden muß, die ich ohne mein Verschulden empfangen habe. Wie dem aber auch sei, die Söhne des Pelion fanden Gefallen an meiner Rede und schenkten derselben ungetheilten Beifall. Nachdem Geordakis noch ferner als Dolmetscher zwischen mir und den Bergbewohnern Dienste

geleistet hatte, traten sie vor und schüttelten mir die Hand, auch der Papa, nicht minder der Schullehrer in Volo. Ich bekenne, daß mich die sichtbare Herzlichkeit dieser Männer und ihre Absicht bei dieser Demonstration auf eine äußerst wohlthuende Weise berührten. Denn nicht ich war es, die fremde Schriftstellerin, von deren Arbeiten höchstens zwei oder drei von ihnen etwas wußten; nein, es war die europäische Bildung in der Heimat, in der Literatur, in der freien Verfassung und im Staat, der man seine Huldigung in einem ihrer Glieder brachte; es waren die christlichen Ideale der Cultur, die man hoch zu achten und als das Höchste zu lieben versicherte, und an welche sich das unter dem Druck der Türkei gebundene Thessalien anschließen wollte!

Was Wunder also, daß, nachdem die Deputation vom Pelion mich verlassen hatte, mein Herz laut für die Zukunft Griechenlands schlug.

Wir waren an diesem Tage von dem Kaufmann S** zum Frühstück in die Gärten (Perivolli) auf einer der niedrigsten Terrassen des Pelion eingeladen. Aber es dauerte dennoch eine ziemliche Weile, bevor wir, auf den wirklich guten Treppen den Berg hinaufkletternd, unser Ziel erreichten. Aber der Weg wurde verschönert durch die murmelnden Bäche und prachtvollen Bäume, Platanen, Kastanien, Cypressen u. s. w., die den Weg ununterbrochen einfassen, ebenso wie durch reizende Wohnungen von Terrasse zu Terrasse. Die Gärten der Semiramis können nicht schöner gewesen sein als die des Pelion, was das frische Grün und das üppige Wachsthum betrifft. Und in dieser Weise erstrecken sich die Gärten bis zur Höhe des Berges hinauf.

Im Dorfe, woselbst man uns erwartete, sahen wir Türken bei ihren Pfeifen mit gekreuzten Beinen sitzen, während die Griechen im Kaffeehause spielten und tanzten. Wir wurden in einen Garten und daselbst in ein ziemlich großes Gemach geführt, in welchem ein heller Wasser-

strahl zuerst durch die Mauer in ein Bassin und von da in eine steinerne Rinne mitten durch das Gemach mit lieblichem Murmeln sprang. Gerade über der Wasserrinne wurde der Tisch gedeckt, und wir setzten uns rings um denselben auf Kissen in morgenländischer Weise. Das Frühstück oder vielmehr das Mittagessen war ganz in Homerischem Stil. Man trug ein am Spieß gebratenes Schaf und mehrere andere griechische Leckereien auf. Der Wein wurde in der kalten krystallhellen Quelle gekühlt. Unsere kleine Gesellschaft, aus zwei Frauen — der liebenswürdigen Gattin des Consul Margeritis und meiner Wenigkeit — und einem halben Dutzend Herren bestehend, hatte sehr gute Laune und ebenso guten Appetit. Der junge Dr. Geordakis, der auf deutschen Universitäten studirt hatte und deren frisches Burschenleben liebte, war in einer wahrhaft champagnerähnlichen Laune und sprudelte von Heiterkeit und muntern Einfällen über. Der kleine Petros, der jüngste allerliebste Junge des Consul Margeritis, sang sehr pathetisch und musikalisch Rhigas' patriotische Lieder. Konstantin Rhigas müßte dabei das Herz vor Freude gehüpft haben. Wir tranken auch Toaste; es war ein festliches, echt griechisches Mittagessen unter den Gärten des Pelion. Später tranken wir Kaffee im Schatten schöner Platanen.

Darauf führten mich einige von den Herren zu einem Besuch bei Achmet Aga, einem vornehmen türkischen Beamten, auf dem Pelion wohnend und Mitglied des Rathes, der neben einem Pascha Thessalien im Namen des Großherrn regiert. Dieser Aga gilt unter den Griechen allgemein für einen Ehrenmann und für einen guten Menschen, wiewol er ein strenger Muselman ist. Wir hatten unsern Besuch bei ihm anmelden lassen und wurden nach einer Weile durch einen Garten in eine große Rotunde mit gewölbtem Dach und mit Fenstern nach mehreren Richtungen hin geführt. Der Aga, ein gravitätischer Herr im mittlern Alter, empfing uns mit der Pfeife im Munde.

Er war mit einem seidenen Kaftan bekleidet und hatte einen so strengen durchdringenden Blick, daß ich glaube, er würde mir Furcht eingeflößt haben, wenn ich ihm einen Vortrag zu erstatten gehabt hätte. Aber er nahm meine Hand, hieß mich mit einer gewissen feierlichen Freundlichkeit willkommen und führte mich zu dem Divan, auf welchem er selbst saß. Die übrigen Herren setzten sich auf andere Divans, die rings an den Wänden des Zimmers standen. Inmitten der Rotunde war ein großes Bassin und in der Mitte desselben eine Art von hohem Candelaber, aus dessen Armen feine Wasserstrahlen hervorsprangen, die einander nach mehreren Richtungen hin in künstlicher Weise kreuzten. Während der Kaffee in den gewöhnlichen türkischen, kleinen Eierschalen ähnlichen Täßchen herumgegeben wurde, sprang der lebhafte Doctor hinunter in das Bassin und versuchte durch das Drehen der an dem Candelaber befindlichen Pfeifen den Wasserstrahlen eine andere Richtung zu geben. Der Aga sah ihm eine Weile lächelnd zu und befahl dann, mehr Wasser in das Bassin zu lassen, worauf er mit höchsteigener Hand zeigte, in welcher Weise sich einige sehr schöne Wasserkünste herstellen ließen und die Wasserstrahlen dennoch bis an die Decke emporstiegen.

Der gravitätische Muselman in dem großen stillen Gemach mit den Fenstern nach einem Garten voll von glänzenden Früchten, und in der Rotunde das lieblich plätschernde Wasser, war ein schönes Bild morgenländischen Stillebens. Aber von der Seite schimmerten einige weibliche Utensilien sammt Kissen und Küchengeräthschaften an einer Thür hervor, welche zu erkennen gaben, daß die Frauenzimmer des Hauses unsers Besuchs halber in aller Eile auf die Seite geschafft worden waren, und daß die türkische Grandezza hier auch ihre schwache Seite hatte. Der Türke allein erscheint mir als eine recht würdige und schöne Gestalt; aber der Türke in seiner Familie gleicht einem Hahn unter den Hühnern und verliert alle

seine Vorzüge, auch wenn er, wie hier, in einer monogamischen Verbindung lebt; denn die schüchterne Frau, seine Gattin, ist stets für ihn ein Vorwurf, und für beide eine Erniedrigung, hat außerdem aber noch ihre Sklavinnen als Nebenbuhlerinnen. Während ich mich diesen Gedanken mit nicht gerade freundlichen Gefühlen für Achmet Aga überließ, der in der andern Ecke des Sofa ruhig seine Pfeife rauchte, bemerkte dieser, daß mir die Sonne, welche durch das Fenster hereinschien, beschwerlich wurde. Er stand auf und ließ den Vorhang herab. Dieser Zug von männlicher Aufmerksamkeit rührte mich und befreundete mich mit dem Gedanken, daß er weniger Türke sei, als es den Anschein habe. Und mit freundlichen Gefühlen trennte ich mich von dem alten Herrn, dessen Stellung hier unter den unruhigen und insgeheim feindlich gesinnten Griechen keineswegs beneidenswerth ist. Das Abnorme in dem Verhältniß des türkischen Mannes zu dem weiblichen Geschlecht sieht man hier in einer augenfälligen Weise bestraft, wenn man den sinkenden Wohlstand der türkischen Bevölkerung im Vergleich mit dem Vorwärtskommen der griechischen Familien betrachtet, an welchem die Umsicht und der Fleiß der Frauen, innerhalb und außerhalb des Hauses, so bedeutenden Antheil hat.

Aus dieser türkischen Wohnung begaben wir uns, beständig aufwärtssteigend, in ein griechisches Haus, in ein schönes Haus, in welchem alles von Wohlhabenheit und Wohlbehagen zeugte, und dessen kleine Hausfrau in ihrer schweren und wenig schönen Tracht doch gerade wie ein lebenspendender Sonnenschein mit dem Willen und der Fähigkeit, alle Herzen zu erfreuen, aussah.

Unsere Besuche an diesem Nachmittag wurden sämmtlich in der Bergstadt Volo abgestattet. Weiter hinauf liegt der noch schönere und reichere Marktflecken Portaria mit herrlichen Parks und mit Häusern und Straßen wie in Athen, so versicherte man mir; aber der Gedanke an einem anderthalbstündigen Weg bergaufwärts in einer

drückenden Sonnenhitze benahm uns allen Muth zu diesem Besuch. Das genannte Städtchen liegt auf einer breiten Terrasse des Pelion und wird von dessen laubigen Bäumen fast versteckt. Am höchsten oben auf dieser Seite des Berges liegt der Marktflecken Makrinizza, der „langgedehnte", der aus der Entfernung einem langen weißen Gewebe gleicht, das auf der Bleiche liegt oder hängt. Man kann sich gar keinen Begriff von der Menge der größern und kleinern Absätze machen, auf denen die einzelnen Wohnungen liegen, eine jede mit ihrem Garten oder mit ihrem Wäldchen. Die meisten Häuser sind zweistöckige Wohnhäuser, wohl gebaut und wohl erhalten; und überall hört man das Gemurmel der Quellen.

Gleich oberhalb Makrinizza sieht man einen kahlen Felsenhügel — in seiner untern Partie von Laubwald bekränzt wie ein kahler Männerscheitel, der am untern Theil von jugendlichen Locken umgeben ist —, das ist die höchste Spitze des Pelion, und im Innern derselben befindet sich eine Stalaktitengrotte, in welche die Sage die Wohnung des weisen Centauren (Chiron) verlegt. Auf der andern Seite des Berges, nach Thessalien zu, breiten sich andere Ortschaften und parkähnliche Gärten aus. Als die größte und schönste unter den erstern wird Zagora genannt. Die griechische Bevölkerung des Pelion, welche zwischen 40—50000 Seelen betragen soll, genießt daselbst eine Freiheit und Sicherheit, welche die Griechen unten in der Ebene entbehren müssen. Gerade wie auf dem Libanon verlangt die Bevölkerung in dieser natürlichen Bergfestung eine Kraft und ein Unabhängigkeitsgefühl, welches die Türken respectiren.

Ein großer Theil der Gehöfte gehört Kaufleuten, welche ihre Handelsläden in der Stadt haben, die ganze Woche unten in den letztern zubringen und nur an Festtagen heraufkommen, um das Leben und die frische Luft bei ihren Familien auf dem Berge zu genießen. Oliven-, Kastanien- und Mandelbaumwälder auf diesem wunder-

bar fruchtbaren Berge geben nicht selten ihren Eigenthümern ein jährliches Einkommen von 30—40000 Francs. Viele von den männlichen Bewohnern des Pelion haben im Auslande studirt und sprechen deutsch und französisch. Die Frauen sollen wegen ihrer einfachen Sitten, guter Laune und Arbeitsamkeit ausgezeichnet sein. Sie sind es, welche die Früchte — die Gewächse des Berges —, besonders Oliven und Kastanien, einsammeln; sie sind es, welche den Seidenwurm füttern und den Cocon pflegen, wobei sie noch fortwährend spinnen und weben, Haus und Wirthschaft in Ordnung halten und die Kinder erziehen. Ihre Tracht ist schwerfällig und unschön; der mit dichten Falten genähte Rock ist dicht unter der Brust befestigt und fällt von da glatt auf die Füße herab, alle Formen des Körpers verbergend. Der Hals wird von einem weißen Tuch bedeckt. Auf dem Kopf tragen sie eine große schwarze Mütze, die einem Tschako gleicht. Die Gesichter, welche ich unter diesem entstellenden Kopfputz hervorblicken sah, waren im allgemeinen nicht schön, hatten aber ein feines, heiteres und lebhaftes Wesen. Thessalische Hexen habe ich nicht auf dem Pelion gesehen.

Gestern Nachmittag segelten wir über die Bucht an das Volo gegenüberliegende Ufer, um die Ueberreste der alten Stadt Pagasa in Augenschein zu nehmen. Die Ausdehnung dieser Ruinen zeigt, daß früher eine sehr große Stadt hier gestanden hat; allein die ganzen Ueberreste oberhalb der Erde bestehen lediglich in Erdwällen, einigen Grundmauern und an einigen Stellen aus Marmortreppenstufen von einem Tempel, dessen Namen man vergessen hat. Diese ganze Gegend ist öde und unfruchtbar; unterhalb einer Anhöhe befindet sich eine Salzfabrik, welche von dem Wasser des Meeres unterhalten wird. Sehr schön ist von dieser Höhe der Anblick des Pelion und des Meeresstrandes, der nach Osten und Süden Einbiegungen macht, sowie der schattenreichen schönen Bucht Leukonia, früher Jolkos, dasselbe Jolkos, wie die Gelehrten

behaupten, wo die großen Männer und Dichter von Hellas, Jason, Theseus, Hercules, Kastor und Pollux, Orpheus, Meleager u. s. w., an Bord des Schiffes Argo — mit Masten, welche aus den weissagenden Eichen von Dodona gezimmert waren — gingen und auf unbekannte Meere hinauszogen, um von Kolchis das geraubte Goldene Vließ*) zurückzuholen; diese erste gemeinsame poetische Meeresfahrt der Hellenen, welche die älteste Geschichte Griechenlands mit einer Menge von wunderbaren Episoden bereichert hat: die Macht der Lyra des Orpheus, Stürme zu beschwören, die Mysterien von Samothracien, die wilden Leidenschaften der Medea, und alle diese Sagen von Sirenen und Hexen, von Cyklopen und Göttern, von Verzauberungen und wundervollen Befreiungen, die noch heutzutage unsern Dichtern und unsern Opern romantischen Stoff geben. Es war von Jolkos — damals das Ufer eines Königreichs —, von wo der Argonautenzug ausging. Jetzt lag dieses Ufer friedlich wie ein schöner Naturpark da und spiegelte seine schönen Olivenwälder in den stillen Wogen. Diese ganze fruchtbare Gegend war vor fünfundzwanzig Jahren noch in den Händen von lauter Türken; jetzt gibt es nicht einen einzigen Türken mehr daselbst. Der Grund und Boden ist nach und nach an Griechen verkauft worden. Das sind die friedlichen Eroberungen der Arbeit!

Nun will ich erzählen, was ich im übrigen von Thessalien und dessen Bevölkerung gehört habe.

Thessaliens große und wohl bewässerte Ebenen machen dasselbe noch heutzutage zu einer der reichsten Landschaften Griechenlands, wie seine Gebirge und Grenzdistricte, der Pelion im Osten, der Olymp im Norden und der Pindus im Westen, im Besitz der großartigsten Naturschönheit sind. Seine Bevölkerung soll aus ungefähr 250000 Seelen

*) Noch heutzutage führen griechische Handelsfahrzeuge zur Erinnerung an den Argonautenzug ein goldenes Vließ an ihrem Vorderfteven.

bestehen, von denen 200000 Griechen sind. Alle Griechen sind einig in ihrem Haß gegen das türkische Joch und in ihrer Sehnsucht, ihr Vaterland zu befreien und es als einen Theil des freien Griechenlands zu sehen. Das willkürliche System in der Behandlung der Provinzen von seiten der Türken erzeugt beständige Unsicherheit bei den Einwohnern und auch moralische Erniedrigung. Namentlich sind die christlichen Bewohner der Ebene den Plackereien der Regierung ausgesetzt und wagen nicht das Land zu bauen oder Anpflanzungen zu machen, theils aus Furcht vor Räubern, theils um nicht der Regierung zu reich zu erscheinen. In Volo ist es den Griechen verboten, Häuser zu bauen, weil die Türken nicht wünschen, daß die Stadt größer werde, und ich habe hier zwei oder drei angefangene Wohnhäuser gesehen, deren Bau hat wieder eingestellt werden müssen. — „Hätten wir ebenso die Erlaubniß zum Bauen gehabt, wie wir Lust dazu haben" — sagte ein Kaufmann von Volo —, „so würden wir jetzt eine Stadt von mehr als tausend Häusern hier stehen haben."

Fortwährend werden von der türkischen Regierung den Einwohnern neue und willkürliche Abgaben auferlegt, und sind ihnen eben jetzt in der neuesten Zeit wieder auferlegt worden; würden dieselben ernstlich eingetrieben, so würden die christlichen Bewohner Thessaliens gänzlich ausgesogen sein. Allein man fürchtet dieselben, und trotz aller strengen Auflagen gewahren die Bewohner der Gebirgsgegenden, daß sie in einer Weise vorwärts kommen, die ich an den Küsten des freien Griechenlands nicht bemerkt habe. Bei den Griechen in der Ebene und in den Städten, woselbst die türkische Bevölkerung das Uebergewicht hat, soll es ganz anders sein. Die Gerechtigkeitspflege soll hier, wie man sagt, unter aller Kritik und, ebenso wie in Palästina, ganz und gar abhängig von Gewalt, Willkür und Bestechung sein.

In dieser Stunde läuft das Gerücht um, daß der Sultan Abdul-Medschid die Einkünfte der Regierung von

Thessalien auf einen Zeitraum von zwei Jahren (1860 und 1861) gegen eine Summe Geld verkauft habe, die er baar, aber mit einem Abzug von 30 Procent ausgezahlt erhalten hat. Die Geschäftsleute, welche diese Summe vorschießen, sollen außerdem, infolge unrichtiger Angaben über die Einkünfte der Provinz, einen Gewinn von mehreren Millionen Drachmen machen. Der arme Sultan wird in jeder Weise betrogen und damit ruinirt. Weniger sein, als der Fehler des Regierungssystems! Der Mangel an Principien wie an Gerechtigkeit in diesem erzeugt Misachtung und Bitterkeit bei dem Volke. So auch in Epirus (Albanien) und in Macedonien, wo ebenfalls starke Sympathien für das freie Griechenland herrschen, wenigstens im südlichern Theil, von Thessalonich bis zum Gebirge Athos. Die nördliche Hälfte hat eine starke slawische Bevölkerung und eine eifrige russische Propaganda inne. Die Bergbevölkerung in allen diesen Provinzen besteht aus Griechen und warmen Patrioten, und auf den Höhen des Olymp, wie des Pindus und des Pelion, werden noch jetzt, wie zu den Zeiten der Morgendämmerung der Freiheit von Hellas, die vaterländischen Lieder Rhigas' gesungen, die den alten Freiheitsgeist anfachen.

— „Wenn uns der König (von Griechenland) nur einen Anführer schicken wollte, so würden wir bald ein freies Volk sein!" — ist eine Aeußerung, die man oft hört. Doch habe ich auch behaupten hören, daß die Freiheitslustigen weit weniger kriegerisch sind als ihre Worte, und durch eine nur geringe bewaffnete Macht leicht genug im Zaume gehalten werden. Man kann von einem unbewaffneten Volk, das nur an friedliche Beschäftigungen gewöhnt ist, kaum etwas anderes erwarten. Aber die Sehnsucht desselben nach einem freien und geordneten Staatsleben, sowie nach der Bildung und dem geselligen Leben, welche der Ruhm des freien Europa sind, diese ist eine Waffe des Lichts, die zu seiner Zeit neue heilige Scharen bewaffnen wird, gleich den-

jenigen, welche einst Georg der Olympier zum Kampf für das Vaterland führte. Und das freie Europa wird nicht gleichgültig zusehen, wenn dieses schöne reiche Land mit seinen großen kornreichen Feldern, seinen üppigen Fruchtwäldern, seiner starken, frischen, fleißigen Bevölkerung den schweren Schlaf von Jahrhunderten von sich schütteln und zu einem neuen Leben, zur Vereinigung mit dem freien Griechenland sich erheben wird.

Der Olymp und der Ossa, der Pelion und der Pindus müssen Eigenthum der christlichen Cultur werden, wie sie schon seit langer Zeit der europäischen Poesie angehören; und der heilige Orakelhain von Dodona, die Heimat des Acheron und des Kocytus, muß den Verehrern der Erinnerungen aus der Vorzeit und der großartigsten Naturschönheiten zugänglich werden. Die Türken kümmern sich um keins von beiden. Sie lieben nur ihre Gärten, deren Blumen, den Wohlgeruch und ihr gemächliches Kief. Und solange sie die Höhen des Olymp und die Haine von Dodona in ihrer Gewalt haben, werden walachische Hirten und Hunde oder auch Straßenräuber friedliche Touristen und Colonisten von diesen Gegenden zurückschrecken.

Von dem Gipfel des Pelion, von dem kahlen Scheitel des alten Chiron, kann man — wie einige hier behaupten — den Olymp sehen; andere dagegen versichern, daß er von diesem Punkt aus nicht gesehen werden kann, auch wenn die Luft hell ist, sondern daß man ihn nur wie ein fernes Schattenbild und bei unklarem Wetter gar nicht sieht. Und da gegenwärtig die Atmosphäre von Sonnenrauch umnebelt ist, so will ich eine so mühevolle Reise nicht unternehmen, um nur ein großes Schattenbild zu sehen. Die Götter haben den Olymp schon seit langer Zeit verlassen, und seine Höhe von 9—10000 Fuß kann denjenigen nicht sehr hoch vorkommen, die den Monte-Rosa und den Montblanc gesehen haben. Der Olymp soll jedoch in der Nähe einen imponirenden Charakter

haben, und zwar mehr durch seine Massenhaftigkeit als durch seine Höhe. Seine zweiunddreißig Spitzen haben wenig Kühnheit. Seine untern Terrassen sind reich an Wäldern und Weideplätzen. Das Thal Tempe zwischen dem Olymp und Ossa, in welchem Apoll als Hirt gelebt und seine ersten Lorbern gepflückt haben soll, wird von dem Professor Ussing, einem dänischen Gelehrten, als entzückend schön wegen seines Reichthums an Wasser — der Fluß Peneus durchströmt es —, an Bäumen und an Gebüschen geschildert. Aber alle diese Herrlichkeit ist jetzt blos für Augen vorhanden, welche sie nicht zu würdigen wissen. Halbwilde Hirten mit ihren noch wildern Hunden haben die Lorberhaine Apollo's in Besitz genommen.

Zwei Tagereisen von Volo, ungefähr in der Mitte der großen fruchtbaren Ebene von Thessalien, liegt die Hauptstadt der Provinz, Larissa, mit einer Bevölkerung von 28000 Seelen, meist Mohammedanern, ein Klein-Konstantinopel, wie man behauptet, an Aussehen und Schönheit, aber auch an Unsauberkeit, wie ich vermuthe. Eine Tagereise davon im Nordwesten liegt die Stadt Trikala, und in der daherumliegenden Gebirgsgegend sind die berühmten Meteore, zwei einsam gelegene Klöster, die zu einer Zeit erbaut und bevölkert worden sind, in welcher die Menschen glaubten, durch ein abgesondertes Leben auf solchen Höhen dem Himmel näher zu kommen. Der Meteorklöster waren ursprünglich vierundzwanzig an der Zahl und in den wildesten Gebirgsgegenden auf Felsen gelegen, deren kühne und seltsame Gestalten schon aus der Entfernung die außerordentlichen Gemüthszustände bezeichnen, deren Werk sie sind.

Auch ein griechischer Kaiser, Johann Kantakuzenos, soll seinen Thron in Byzanz aufgegeben haben, um sich in eines dieser Klöster zu vergraben. Nur fünf oder sechs derselben sind noch von Mönchen bewohnt, deren Anzahl übrigens fortwährend abnimmt. Das größte darunter wird Metéoron genannt; die übrigen heißen

Hagia (die heilige) Mona, Hagia Triada u. s. w. Die Mönche werden von der Bevölkerung der umliegenden Dörfer mit Lebensmitteln versehen, die mittelst Stricken zu den Meteoren hinaufgezogen werden. Reisende können diese Klöster auch auf keine andere Weise besuchen. Für mich ist also dieser Besuch entschieden unmöglich.

Ebenso wenig würde ich den „heiligen Berg" der Griechen — Athos genannt — besuchen können, dessen romantische Schönheit und seltsame Bevölkerung mich wol hätten verlocken mögen, in Macedonien einzudringen. Zwanzig Klöster und eine Menge kleiner Einsiedeleien mit einer Bevölkerung von 3000 Mönchen befinden sich auf dem „heiligen Berge". Dieser Berg, welcher auf seiner Landzunge über zwei Meere hinausblickt, hat die herrlichsten Wälder, Quellen und Weideplätze. Die Mönche bauen das Land und treiben Handwerke, sind auch Goldschmiede, arbeiten in Elfenbein u. s. w. Es gibt auch Maler unter ihnen — so, wie Mönche überhaupt Maler sein können, und so, wie man an ihren stereotypen Heiligenbildern sehen kann — und manche sind sehr gelehrte Männer. Der Berg Athos ist auch ein Zufluchtsort für unglückliche Rajahs und für hypochondrische, lebensüberdrüßige Menschen. Er besitzt außerdem ein bedeutendes Seminar für junge Männer, die schon als Kinder in einem der Klöster aufgenommen werden und dort sich ein nicht geringes Maß von praktischen Kenntnissen erwerben. — „Diese Jünglinge" — sagte ein Grieche, der das Seminar besucht hat — „haben jedoch alle etwas Mutterloses in ihrem Aussehen."

Diese Klöster gehören, wie alle Klöster in Griechenland, zu dem arbeitenden und contemplativen Orden St.-Basil's. Kaiser Theodosius der Große, der das größte Kloster auf Athos gründete, setzte bestimmt fest, daß in demselben Frauen für immer ausgeschlossen sein sollten. Die gegenwärtigen Mönche sollen diese Verordnung so streng befolgen, daß nicht einmal ein Huhn oder

irgendein Thier weiblichen Geschlechts den obern Theilen des Heiligen Berges nahe kommen darf, auf denen die Klöster und Erziehungsanstalten gelegen sind.

B. Nikolaidi erzählt, daß, als einst einer der Väter einen von den jungen Seminaristen auf eine längere Wanderung mitgenommen hatte, dieser letztere ganz erstaunt stehen blieb, als er ein kleines Mädchen erblickte, welches Wasser aus einem Brunnen heraufzog. Er fragte, was dies für ein Geschöpf sei, und der Pater gab ihm darauf zur Antwort, es sei der Teufel, und er solle sich wohl hüten, dahin zu sehen. Da meinte der Seminarist: ob sie nicht diesen hübschen kleinen Teufel mit sich ins Kloster nehmen und zu bekehren suchen wollten?

Männliche Reisende mit guten Empfehlungsbriefen werden in den Fremdenwohnungen des Berges gut aufgenommen und gut verpflegt. Ich stehe gern von diesem Besuch auf dem weiberfeindlichen heiligen Berge ab. Aber die mutterlosen Jünglinge sollten nicht dort bleiben!

Ein junger Mönch aus der nördlichen Gebirgsgegend Thessaliens brachte den vorgestrigen Abend hier zu. Er schien mit einem mehr als gewöhnlich guten Kopfe begabt zu sein und hegte ein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften. Und diese werden ihm allerdings eine gute Gesellschaft in dem einsamen Leben sein, zu welchem er sich so frühzeitig verurtheilt hat, wahrscheinlich weil er ehrgeizig ist und nach der Bischofswürde trachtet. Denn obgleich griechische Geistliche niedern Ranges sich verheirathen dürfen, so müssen die Bischöfe doch Mönche sein, und nur Mönche können darum Bischöfe werden. Der ebenerwähnte thessalische Mönch war ein lebhafter liebenswürdiger junger Mann, der älteste von fünf Brüdern in einer armen Familie. Er schilderte uns die Berge Thessaliens als sehr reich an officinellen Pflanzen, durch welche die „klugen Frauen" Thessaliens mancherlei Gebrechen und Schäden sicherer als die auf Universitäten promovirten Söhne des Aesculap heilen. Die Bergströme wälzen

Steine in die Ebene herab, die werthvolle Mineralien in sich bergen. Er schenkte mir einige solche Steine, von welchen der eine Gold zu enthalten scheint, der andere dagegen, von gelblicher Farbe, wie Schwefel brennt und riecht, wenn er mit Feuer in Berührung gebracht wird.

Bleibt dieser junge Mönch am Leben, so weissage ich, daß er zu Thessaliens Ruhm beitragen wird, ebenso wie seine Landsleute Oekonomos und Rhigas; und ganz gewiß wird er namentlich die Naturreichthümer Thessaliens besser bekannt machen, als sie gegenwärtig sind. Er hatte auch das Meteorkloster besucht, und sagte, daß die Bewohner dieser so hoch aufgehangenen Menschenkäfige ihr Leben blos damit zubringen, zu beten, zu essen und zu schlafen. Er stellte diese Bewohner nicht hoch in seiner Schätzung. Nach Verlauf einiger Jahrzehnde werden die Meteore nur noch von Raben bewohnt werden. Sie haben ihre Zeit vollständig überlebt.

Weder Thessalien noch Epirus hat schöne Ruinen. Aber an der ältesten Wiege von Hellas wacht doch noch eine Erinnerung, schöner als alle Tempelüberreste, nämlich das Andenken an eine Gattin, die ihr Leben dahingab, um das ihres Gatten zu retten. Die Sage von Alkestis und Admetus, dem Königspaar in dem alten Pherä, muß einen historischen Grund haben. Sie ist zu schön, um ein bloßes Gedicht zu sein, und stellt in einer sprechenden Weise den höhern Standpunkt dar, den das griechische Weib durch ihr Verhältniß in der Ehe einnimmt, welches die Griechen von den übrigen Völkern des Morgenlandes unterscheidet. Das Entsetzen vor dem Tod, welches die griechische Anschauung durchzieht und von Euripides in seinem Drama über diesen Gegenstand stark hervorgehoben wird, erhöht das Opfer der Alkestis für einen Mann, der neben ihr steht — wir müssen hier einmal königlich schwedisch sprechen — wie ein ganz verteufelter Egoist, noch bedeutend. Genug, Thessalien und Epirus besitzen in ihren Heldinnen und Priesterinnen —

Epirus noch in der neuesten Zeit durch die heldenmüthigen Frauen in Suli — Erinnerungen und Vorbilder, die mehr werth sind als alle Götterbilder Athens, um den Töchtern von Hellas als Muster zu dienen.

Das gebirgige Epirus hat nicht die lichte Schönheit Thessaliens. Es ist ein wilderes, unfruchtbareres Land. Aber es besitzt eine großartige Natur, deren Hauptzüge sich die Mythologie und die Poesie angeeignet hat. Der Acheron und der Kocytus sind Flüsse in Epirus, der Avernus eine Höhle in dessen Gebirge, deren betäubende Ausdünstungen schon in den ältesten Zeiten bekannt waren. Zwischen den Bergen liegen reizende Seen. Die Bevölkerung ist halbwild, aber sehr kampflustig und freiheitliebend. Sie wird gemeinsame Sache mit Thessalien machen an dem Tage, an welchem das letztere sich erheben wird. Von den Vorbereitungen dazu, die im stillen seit mehreren Jahren getroffen werden, glaube ich hier etwas Näheres nicht sagen zu dürfen!

Aber traurig ist es, durch äußere Gewalt Gatten voneinander getrennt zu sehen, die sich nach Vereinigung sehnen, ein Volk durch Willkür von seinem ältesten vaterländischen Boden und von dem bessern Theil seines Vatererbes losgerissen zu sehen. Das junge Griechenland ist durch die Natur wie durch die Geschichte an seine nördliche, an seine älteste Heimat gebunden. Beide sehnen sich nach ihrer Vereinigung und scheinen dazu eine göttliche Berechtigung zu haben. „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden!"

---

Später.

Wir haben eine schöne Spazierfahrt am Meeresufer nach der Jolkosbucht gemacht. Die ganze Küste gleicht dem schönsten wilden Park, und man kann sich kaum eine mehr romantische, eine schönere Promenade denken, als die sein würde, welche auf dieser Seite an dem Hafen von Volo hin angelegt werden könnte. Das Klima von

Thessalien soll eins der besten in Griechenland sein. Es ist bedeutend kühler als das in Attika. Die Orange reift hier nicht. Doch wachsen in der Ebene Mandel- und Aprikosenbäume. Aepfel und Birnen sind hier größer als irgendwo in Griechenland. Wein wird gebaut, aber nicht viel. Olivenwälder, Getreide- und Seidenbau bilden die hauptsächlichsten Quellen des Reichthums für das Land.

Morgen frühzeitig verlasse ich Thessalien, erfreut darüber, daß ich etwas von den Bergen und von der Cultur des nördlichen Griechenland gesehen habe, noch mehr zufrieden damit, daß ich dessen Volk und Geist etwas näher kennen gelernt habe. Ohne eine thessalische Hexe zu sein, kann man daraus etwas für seine Zukunft prophezeien. Das Wetter ist ununterbrochen herrlich, olympisches Wetter im Lande des Olymp, Sonne und Mond gehen abwechselnd an einem Himmel ohne Wolken auf. Der Wind kühlt die Luft am Tage und kräuselt die Wellen in der stattlichen Bucht von Volo; am Abend liegt diese letztere ruhig wie ein Spiegel da, und so ist sie eben jetzt, obgleich die steigende Flut die Wellen sich thürmen und an den Strand schlagen läßt. Eine Flöte aus der türkischen Kaserne trillert melancholisch, aber recht hübsch an diesem stillen Abend, und das ist der letzte Laut, den ich von der Nacht vernehme. Bei dem erlöschenden Licht des Tages — meines letzten Tages in Thessalien — schreibe ich an den Consul Margeriti und an dessen Gattin, meinen guten Wirth und meine gute Wirthin, die herzlichsten Danksagungen für ihre liebenswürdige Gastfreundschaft. Den kleinen Petros möchte ich mit mir nach Athen und von da nach Ultima-Thule nehmen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.